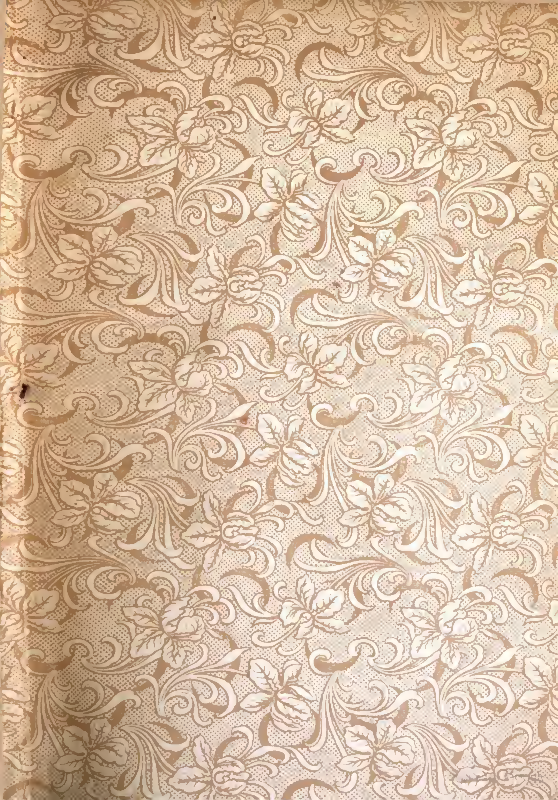

Wald


VET TES TAMEN NOV TAM TUM
Dei
Sub Numine
Viget



Wald

❦

Von **Wilhelm von Polenz** erschien im gleichen Verlage:

Die Versuchung. Eine Studie.

Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden.

Karline. Novellen und Gedichte.

Der Büttnerbauer. Roman.

Reinheit. Novellen.

Der Grabenhäger. Roman in zwei Bänden.

Wald

Novelle

von

Wilhelm von Polenz

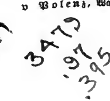


Berlin W
F. Fontane & Co.
1899

I.

Auf der kleinen Station des winzigen Städtchens Kupferberg hielt der Zug bereit zur Abfahrt. Es war nur eine Sackbahn mit Sekundärbetrieb, die diesen verlorenen Winkel mit der übrigen Welt durch zwei Züge täglich in Verbindung setzte. Die dritte Klasse saß leidlich voll, in der zweiten war nur ein einziger Passagier zu erblicken: ein Knabe von etwa elf Jahren mit einer blauen Schülermütze auf dem blonden Krauskopfe. Er stand am geöffneten Fenster und beugte sich zu einer Frau hinab, mit der seine Züge auffällige Ähnlichkeit zeigten. Die ältere Schwester hätte man gesagt, aber er nannte die hübsche Person „Mama".

Sie gab ihm jene rührend gutgemeinten Ratschläge mit auf den Weg, ohne die wohl keine rechte Mutter ihren Jungen aus den Ferien in die Schule zurück läßt. Zunächst für die Fahrt: nicht hinauslehnen, warm halten, richtig umsteigen. Dann für die Pension: nicht zu lange lesen bei Licht, die Kleider gut halten, keine



nassen Füße! Und vor allen Dingen: oft nach Haus schreiben! Ermahnungen, die zu halten im Abschiedsschmerz in redlichster Absicht versprochen werden, und die am nächsten Morgen doch meist schon in den Wind geschlagen sind.

Die junge Mutter war ergriffen und kämpfte sichtlich mit den Thränen, während sie die kleine, mit Zwirnhandschuhen bekleidete Hand ihres Jungen hielt und sanft drückte. Hellmut war ruhiger oder stellte sich wenigstens so; denn er hielt es für unmännlich, die Rührung, welche auch in seinem Herzen arbeitete und ihm bereits — ein unangenehm kitzelndes und würgendes Gefühl — bis zum Halse gestiegen war, öffentlich zu zeigen.

Zum dritten Male schon fuhr er so aus den Ferien in die Pension zurück; denn er war zu Ostern aus dem Haus gekommen, und jetzt waren die Herbstferien zu Ende. Bisher hatte er stets geweint gegen seinen Willen, hinterher schämte er sich vor dem Bahnpersonal; diesmal aber sollten ihn die Schaffner sicherlich nicht „flennen" sehen.

Ob er noch irgend einen Wunsch habe, fragte jetzt die Mutter halblaut, obgleich kein Mensch daran dachte, das Zwiegespräch zu belauschen. Hellmut überschlug im Geiste schnell noch einmal seine Liebhabereien: die Briefmarkensammlung, Spazierstock, Schlittschuhe, Taschengeld, der Küchenvorrat für die nächsten Tage. Für

alle seine Bedürfnisse war schon gesorgt, soweit man sie der Mutter mitteilen konnte; denn das mit den Cigaretten wollte er doch lieber für sich behalten.

Noch einmal sagte die Mutter jetzt: „Mutchen, wenn du irgend etwas wünscht, dann sage mir's, mein Kind!"

Der Knabe merkte in früh entwickelter Lebensklugheit, daß er in diesem Augenblicke alles bei der Mutter durchsetzen könne. Er sann scharf nach. Gab es denn wirklich gar nichts, was sein Herz begehrt hätte? — Halt, da war etwas! Aber beim bloßen Drandenken erzitterte er vor Schreck über solche Kühnheit. Er errötete über das ganze Gesicht. „Ach Mamachen! . . ." Sie ermutigte ihn; so etwas Unerschwingliches würde es schon nicht sein. Aber ihm schwindelte geradezu bei dem Gedanken. „Ach Mamachen, solch Hirschgeweih möchte ich gern haben. Weißt du, von Papa seinen!"

Er hatte es ganz hastig hervorgestoßen, wissend, daß er Unmögliches erbitte. Denn die Geweihsammlung hatte er von frühester Kindheit auf als das Geheiligtste betrachten gelernt, was es in der Oberförsterei gab.

Die Züge der jungen Frau verdüsterten sich, als sie den kindlichen Wunsch vernahm. Ein Hirschgeweih! — Nein, das konnte sie allerdings nicht schaffen. Alles andere nur nicht das! Nie würde sich der Oberförster von einem Stücke seiner Sammlung trennen, die für ihn das Wichtigste war auf der Welt. Und nun gar

dem Jungen zuliebe! Er behauptete ja so schon immer, „der Bengel wird verhätschelt.“

Traurig blickte die Mutter ihren Jungen an. Er sah so süß aus. Das Verlangen machte seine großen lebhaften Augen hell aufleuchten. Gott, war das Kind schön! Und ihm sollte sie eine Bitte abschlagen!

„Wenn's auch nur ein schwaches Geweih wäre, Mama, nur von einem geringen Hirsche,“ fuhr der Junge fort, dem, in einer Oberförsterei aufgewachsen, alle Jagdausdrücke von klein auf geläufig waren. „Siehst du, die andern Jungens glauben mir's immer nicht, wenn ich ihnen von unsern Hirschen erzähle. Sie verstehen gar nichts davon und lachen. Wenn ich aber ein wirkliches Geweih hätte, dann müßten sie mir doch glauben, nicht wahr, Mama?“

Die Mutter verstand das natürlich und war sofort ganz auf seiner Seite gegen die andern Jungens. Es bedurfte gar nicht mehr großen Schmeichelns. Bei ihr war es beschlossene Sache: Hellmut sollte das Geweih bekommen. Ob mit oder ohne Wissen ihres Mannes, das wußte sie jetzt noch nicht genau.

Der Stationsvorsteher trat mit der bekannten Wichtigkeit dieser Leute, die meist im umgekehrten Verhältnis steht zum Umfange des ihnen unterstellten Betriebes, auf seinen nur wenige Quadratruten umfassenden Perron heraus. Er begrüßte die Frau Oberförster. Die Schaffner, deren nicht ganz so viele beim Zuge waren, wie Passa-

giere drinnen, begannen die Thüren zu schließen. Die Lokomotive ließ verdächtige Töne hören. Alles deutete darauf hin, daß sich der Zug demnächst in Bewegung setzen werde.

„Leb wohl mein guter Junge!“ sagte die Mutter, „und behüt dich Gott! Zu Weihnachten kommst du wieder. Schreibe mir nur recht bald, wie du angekommen bist.“ Das Letzte war schon mit zitternder Stimme gesagt. Dann noch ein Händedruck, ein nochmaliges „Leb wohl!“ das sich in einem Schluchzen verlor, und sie ging von dannen.

„Mamachen!“ rief der Knabe ihr nach, „grüß die Dine von mir. Ich habe vergessen, Abschied von ihr zu nehmen.“

Die Mutter winkte dem Abfahrenden zu; ja, sie wollte es ausrichten.

Waldine war die alte Vorstehhündin des Vaters, der Verzug der ganzen Oberförsterei. Und als Hellmut nun an diese treueste Freundin dachte, die jetzt traurig in ihrer Hütte lag und ihm gewiß böse war, da war es mit seiner tapfer bis dahin gewahrten Fassung aus. Er zog das Taschentuch und stopfte es wie einen großen weißen Pfropfen zwischen die Zähne. Aber es half auch diesmal nichts. Es war stärker als er. Als der Schaffner nach dem Billet sehen kam, fand er den Jungen in Thränen.

Seine Mutter war inzwischen langsam vom Bahn=

hof zur Stadt gegangen, noch ganz mit ihren Gedanken bei dem Kinde. Es deuchte ihr, als sei ihr der Abschied noch nie so schwer geworden wie diesmal. Auf das Wiedersehen zum Weihnachtsfest hatte sie sich und den Jungen vertrösten wollen; aber wie endlos lange schien's bis dahin! Wie freudlos würde das Haus sein ohne das aufheiternde Lachen und Lärmen des Kindes! Wie furchtbar einsam die langen Winterabende!

Wie ein fröstelndes Erschauern packte es die junge Frau. Warum konnte sie nicht mit Hellmut gehen? Seit ihre Mutter gestorben war — jetzt vor Jahresfrist —, war Hellmut doch das einzige Wesen, dem sie wirklich nahe stand. Warum hatte man ihr den Jungen auch noch genommen? Die Dorfschule genüge nicht, war gesagt worden. Als ob gar so viel darauf ankomme, was solch ein Kind lernt! Sie war überhaupt nicht gefragt worden. Ihr Mann hatte es ihr eines Tages einfach mitgeteilt: der Junge müsse nun aus dem Hause, in die Stadt, das Gymnasium besuchen.

Bei der Erinnerung daran hatte Anna einen Augenblick das Gefühl, als könne sie unmöglich wieder in ihr Heim zurückkehren. Was wartete ihrer dort? Aber gleichzeitig fühlte sie auch, daß sie nicht den Mut habe, ihrer Lage zu entfliehen. Der Macht der Gewohnheit nachgebend, dachte sie bald darauf schon wieder darüber nach, was für Besorgungen sie heute für den Haushalt zu machen habe.

Anna betrat verschiedene Läden, die sämtlich um den unebenen, am Berghang gelegenen Marktplatz des Städtchens gelegen waren. Man kannte und behandelte sie als geschätzte Kundin. Zuletzt fiel ihr noch ein, daß ihr Mann kürzlich über Rheumatismus geklagt habe, und sie ging in die Apotheke, die Einreibung zu bestellen, welche der Oberförster gegen diese Altersplage anzuwenden pflegte. Dann schritt sie zum Gasthofe. Der Wagen, der sie hergebracht hatte, stand davor auf dem Pflaster, die Deichselstange senkrecht gen Himmel streckend. Sie bat den Wirt, welcher der Frau Oberförster dienstbeflissen entgegenkam, ihr den Kutscher Schrupper zu rufen. Schrupper war Faktotum in der Oberförsterei, eigentlich Waldläufer, aber, wenn es nötig war, kutschierte er auch.

Nach geraumer Weile erschien dieser Getreue, der es, wenn er einmal in einem Gasthause war, nie sehr eilig hatte, davon wegzukommen. Die Quellenhayner Oberförsterei lag einsam für sich im Walde; zur Kirche wie zur Schule hatte man gleichmäßig weit, über eine Stunde Wegs. Die Kirche würde Schrupper, dessen Religion einem primitiven Pantheismus ähnelte, gern drangegeben haben, wenn er den Gasthof dafür um eine halbe Meile hätte näher rücken können.

Schrupper, in gestrickter Ärmelweste, mit einer Jägermütze auf dem grauen Kopfe, fing an, den Braunen anzuschirren. Er nahm sich Zeit dabei, mit jenem be-

wußten Eigensinn alter Dienstboten, die wissen, daß sie unentbehrlich geworden sind, und es nicht mehr der Mühe für wert halten, Diensteifer an den Tag zu legen. Als das Pferd im Geschirr stand, sämtliche Einkäufe aufgepackt waren und der Waldläufer auf dem Bocke saß, stieg Anna in den zweisitzigen Planwagen. Der Gaul, ein hochbeiniges, etwas überbautes Tier, setzte sich auf einen Zügelruck hin in Bewegung und trabte in der Diagonale über die Untiefen des Marktes von Kupferberg, was so aussah, als gleite ein Boot über eine bewegte Wasserfläche dahin.

Eine Weile ging es bergab, dann zog sich der Weg an einem Flüßchen hin, an dem noch einzelne Häuser eines verstreut gelegenen Dorfes auftraten, schließlich verließ man alle menschlichen Wohnstätten, um sich im Walde wiederzufinden, der auf unübersehbare Strecken Berge und Niederungen bedeckte.

Von jenen heimlichen Schauern, die den Naturfreund ergreifen, wenn er in die Säulenhalle des Waldes eintritt, empfand Anna nichts. Sie kannte das zu genau. In der Quellenhayner Oberförsterei gab es nur zwei Dinge von Interesse: Jagd und Bäume. Alles drehte sich darum.

Anfangs, als sie als junge Frau, achtzehnjährig, aus der Stadt hierher gekommen war, mitten in den Wald hineinversetzt, da hatte auch sie wohl für die Waldespoesie geschwärmt. Aber jetzt, wo sie ganz genau

wußte, daß jeder dieser Millionen Stämme im Pflanzgarten aufgezogen, dann in Reihen gepflanzt wird, um schließlich mal gefällt, vermessen und mit einer Nummer versehen, hinausgefahren zu werden, ja daß man Bücher darüber führte und weitläufige Rechnungen, da war für sie das Idyllische geschwunden.

Es hatte Zeiten gegeben, wo sie diesen Wald gefürchtet hatte: die vielen Bäume, die sich aufstellten wie eine Mauer zwischen sie und das wirkliche Leben. Dann war es ihr vorgekommen, als sei sie eingedämmt, gefangen, bewacht von riesigen Schildwachen. Wo sie ging und stand, zu jeder Jahreszeit, das gleichförmige Braun der Nadelholzstämme, das dunkle, ernste Grün ihrer Wipfel. Dann haßte, dann verabscheute sie diese Einsamkeit, die ihr nichts zu sagen hatte, sie nur unendlich traurig stimmte.

Auch heute wieder standen sie hochaufgerichtet steif zu beiden Seiten des Weges, die langweiligen Riesen, in gleichmäßigen Abständen, einer dem andern zum Verwechseln ähnlich. Bis eine Bestandesgrenze kam, die Einblick gewährte in die schier endlosen Räume des Waldreviers.

Man fuhr durch einen ganz alten Bestand. Hundertjährige Tannen mit silberweißen Stämmen, astfrei bis in die Kronen hinauf. Alle Töne klangen hier gedämpft wie in einem mächtigen Gewölbe. Anna erinnerte sich daran, daß ihr Mann zu sagen pflegte,

wenn man durch diesen Bestand kam: „Hier ist der Hektar seine Zehntausend wert!“ — Kühl und düster, wie in einer Gruft, schien es Anna. Und obgleich sie den Weg nun wohl schon hundertmal gefahren, meinte sie: sie werde nie wieder hinauskommen, nie wieder das Tageslicht erblicken. Wie verwunschen kam sie sich vor. Ein schwerer Alp lag beklemmend auf ihrer Brust.

Da machte sie Schrupper durch eine Bemerkung aufschrecken; sie hatte ganz vergessen, daß da noch ein Mensch sei. Er meinte, mit dem Peitschenstiel in den Wald hineinweisend: „Dort die Buche läßt schon die Blätter; nun wird sich's bald einwintern!“

Eine Buche stand dort als einziger Laubbaum im Nadelholz, überschlank, durch die schneller wüchsigen Nachbarn mit zum Lichte emporgetrieben. Am Boden um sie her ein Kranz gelber und brauner Blätter, der sich von der dunkeln Decke von Streu und Moos lebhaft abhob. Eben sank ein kleines gelbliches Blatt, langsam sich drehend, vom Wipfel zum Boden hinab.

„Nun wird sich's bald einwintern!“ — Warum mußte er das sagen? Es war ihr wie ein Stich; ihr, der der Winter so verhaßt war. Im Sommer gab's doch wenigstens eine Art von Leben hier oben. Da kam hin und wieder jemand zu Besuch, man sah menschliche Gesichter, erfuhr etwas von der Welt. Aber im Winter war alles in Schnee vergraben. Wie spärlich

und kärglich waren doch alle Freuden zugemessen! Wie kurz ist Sommerlust, und wie endlos lang dagegen der Winter, wie hart, einsam und öde!

Jetzt wußte sie auf einmal, warum ihr plötzlich so unsäglich bang zu Mute geworden war: sie fuhr ja dem Winter entgegen, in die trübe lichtarme Zeit der kurzen Tage und langen Nächte hinein.

Und noch tiefer sank ihr Mut. Bis auf einmal, wie ein plötzlich aus dunkler Nacht auftauchendes Licht, der Gedanke an Weihnachten vor ihr stand.

Ja, Weihnachten! Da würde Hellmut wiederkommen. Für volle vierzehn Tage würde sie dann an ihrem Jungen ein Labsal haben und eine Zerstreuung. Und in der Zwischenzeit konnte man sich vertrösten mit Gedanken an das Fest und an die Überraschungen, die man dem Kinde bereiten wollte.

Dabei fiel ihr das Hirschgeweih ein, das sich Hellmut gewünscht hatte. Hätte sie nur gewußt, wie sie sich das verschaffen könne. Etwa auf einen Augenblick warten, wo ihr Mann in der Gebelaune sein würde? — Aber diese Augenblicke waren so selten!

Ob nicht vielleicht Schrupper Rat wußte. Sie liebte den Waldläufer zwar nicht, aber der Mensch war mit allen Hunden gehetzt, und er besaß das Ohr des Oberförsters.

Anna begann eine Unterhaltung mit dem vor ihr Sitzenden. Sie wußte, daß es ein Thema gab, für

das der Alte stets zu haben war: Hellmut. Schrupper war unbeweibt und kinderlos. Der „junge Herr", wie er Hellmut nannte, seit der die Gymnasiastenmütze trug, war der Abgott des alten Burschen.

Sowie die junge Frau den Namen des Knaben nannte, hellten sich Schuppers verwitterte Züge auf. Als er aber Hellmuts Herzenswunsch vernommen, legte sich sein Gesicht sofort in ernste Falten. Ein Hirschgeweih! Das war keine Kleinigkeit. Der Oberförster sich von ein paar Stangen trennen? . . . Er selbst, Schrupper, wie überhaupt das ganze niedere Forstpersonal, durfte keine Hirsche schießen. Selbst dem Herrn Oberförster war nur eine beschränkte Anzahl zum Abschuß gestattet. Kapitalhirsche wurden für den Landesherrn, der ein großer Nimrod war, reserviert.

Dem Oberförster ein Geweih entwenden, war ausgeschlossen, denn der kannte jedes einzelne Exemplar seiner Sammlung genau und führte Buch darüber. Aber schließlich, die Hirsche werfen ja ab! Schrupper war berühmt dafür, daß er eine Spürnase habe für verlorene Stangen. Zwar hatte er strengen Befehl, alle Jagdtrophäen abzuliefern; aber wenn es galt, Hellmut einen Wunsch zu erfüllen, machte er sich kein Gewissen daraus, eine Unterschlagung zu begehen.

Nach einiger Zeit des Überlegens antwortete der Waldläufer schmunzelnd: „Wird geschafft, Frau Oberförster, wird geschafft! Aber der Herr darf's bei Leibe

nicht erfahren!" Dabei warf er der jungen Frau einen verständnisvollen Blick zu.

Anna war zwar durch seine Vertraulichkeit unangenehm berührt, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, zu sagen, daß sie keine Unehrlichkeit wolle.

Man war inzwischen an eine Wegekreuzung gekommen. Hier stand, rings von Wald umgeben, ein einzelner Gasthof, weit und breit in der Gebirgseinsamkeit das einzige bewohnte Gebäude. Die Schenke erfreute sich nicht des besten Rufes; es hieß, es sei eine Stätte des Schmuggels, der über die nahe Landesgrenze getrieben wurde. Die Grenzwächter hatten daher ein Auge auf das Haus. Auch Wilddiebereien sollten in früheren Zeiten von hier ausgeübt worden sein.

Zu Annas Staunen hielt Schrupper an, stieg ab und löste einen Strang. Der Braune sei müde, sagte er zur Erklärung, und müsse ausruhen. Dann ging er in die Schenke.

Die junge Frau kannte seine Schwäche. Aber noch niemals bisher hatte er sich unterstanden, hier einzukehren. Das war ein starkes Stück! Sie wollte es ihrem Manne sagen. Aber dann fiel ihr Schruppers Blick von vorhin ein und sein: „Der Herr darf's bei Leibe nicht erfahren!" Das war's! Schon nutzte er ihre Mitwisserschaft des Geplanten aus. Sie be-

reute jetzt, sich mit dem abgefeimten Burschen eingelassen zu haben.

Er ließ sie lange warten. Dann erschien er, das Gesicht noch um einige Abstufungen dunkler gefärbt als vorher, aber mit sicherem Schritte. Schwanken sah man ihn überhaupt niemals; betrank er sich einmal wirklich, dann war's auch gleich so, daß er liegen blieb.

Der Abend sank herein. Im Walde war es beinahe Nacht. „Jetzt lauft er noch einmal so gut!“ sagte Schrupper und trieb den alten Gaul mit Peitsche und Zügel an.

Die Fahrt ging weiter in den Wald hinein. Von hier aus gab es keine menschliche Wohnung bis zur Quellenhayner Oberförsterei. Bald schoben sich die Bäume rechts und links ineinander, bildeten eine große, dunkle, undurchdringliche Wand. Die Fichten griffen mit geisterhaften Händen nach den Vorbeieilenden. Auf den Waldwiesen stand der Nebel in weißen Tüchern. Nur die Baumkronen dahinter ragten frei und stolz zum Himmel, leise sich wiegend und miteinander verkehrend in schamhaftem Nachtgeflüster.

*

Als Anna sich der Oberförsterei näherte, fiel ihr auf, daß die Hausthür offen stand, und daß Leute mit Licht davor standen und laut sprachen. Schrupper,

dessen Sinne trotz des Alters nicht nachgelassen hatten, richtete den Kopf nach vorwärts wie ein Jagdhund, der anzieht. „Der Herr hat was erlegt,“ sagte er dann, „womöglich den Sechzehnender oben von der Fuchslehde.“

Und so war es auch. Der Oberförster stand auf den steinernen Stufen, die zum Hause emporführten. Vor ihm lag ein Kapitalhirsch, auf frische Brüche gebettet, wie's ihm zukam. Man war eben dabei, ihm das Geweih auszuschlagen. Ein Mann hielt die Stangen mit ausgespreizten Armen, ein andrer leuchtete.

„Frau, ich habe ihn!“ rief Oberförster Seltmann, sowie der Wagen anhielt. Schrupper sprang ohne weiteres vom Bocke und gesellte sich den Waldarbeitern zu, die das Stück hereingebracht hatten.

Anna war an dergleichen gewohnt. Tagelang, das wußte sie bereits, würde von nichts andrem gesprochen werden, als von dem erlegten Hirsche. Seit langem schon hatte man ihm nach dem Leben getrachtet. Es war ein besonders schlauer und vorsichtiger Bursche, auf den bereits einigemal geschossen worden war, und der wie gefeit gewesen. Eigentlich gebührten derartig starke Hirsche dem Landesherrn, aber der hier wechselte über die Grenze, war einmal hüben, einmal drüben anzutreffen; darum galt er für vogelfrei, denn niemand wollte ihn dem Nachbar gönnen. Es war daher wirklich ein Ereignis für das Quellenhayner Revier, daß er nun endlich zur Strecke gebracht worden.

Der Oberförster war mit dem Ausschlagen zu Ende gekommen. Er verpustete sich von der schweren Arbeit, die er, wie es alter Weidmannsbrauch, stehend, dem Hirsch zu Ehren im vollen Anzuge, ausgeführt hatte; dann sprach er den Erlegten an: „Ein braver Hirsch!" war sein Urteil.

Er begann, seine Frau auf die Schönheiten des Geweihs aufmerksam zu machen. Es war ein ungerader Sechzehnender. Die Rosen und die Stangen weit hinauf mit Perlen dicht besetzt, das Gehörn hoch vereckt.

Anna hörte nur mit halbem Ohre hin. Sie konnte diesen Dingen nun einmal kein Interesse abgewinnen. „Schade, daß Mutchen das nicht erlebt!" sagte sie und ging ins Haus.

Die Männer blieben draußen. Es war von alters her Schruppers Aufgabe, im Quellenhayner Forsthause jedes Wildbret aufzubrechen und zu zerwirken. Er verstand das wie kein andrer. Oberförster Seltmann, ermüdet von der Jagd, hatte sich gesetzt und sah zu, wie der Waldläufer mit kundiger Hand die Haut aufschürfte, das Gescheide herauszog, das Geräusche aus dem Aufbruch ausschied; Herz, Lunge, Leber für den Tisch, das Gescheide für die Hunde.

Der Oberförster war ein stämmiger Mann, dem man die Sechzig, die er auf dem Buckel hatte, nicht ansah. Der Bart, der eigentlich schon unter den Augen anfing, hing ihm, gelbgrauen Flechten gleich, wie man

sie manchmal an ganz alten Lärchenbäumen sieht, in langen Strähnen auf den starken Leib hinab. Energisch sprang die Adlernase aus dem Haardickicht vor. Die großen Ohrmuscheln, die niedere Stirn, das Wenige, das man von den Wangen sah, alles von gesunder, braunroter Weidmannsfarbe bedeckt.

Seine Frau war inzwischen im Hause thätig. Die aus der Stadt heimgebrachten Besorgungen waren auszupacken und einzuräumen. Das ganze Haus wurde bald von würzigem Bratengeruch erfüllt; denn es war so hergebracht, daß der Oberförster das, was ihm von Hirsch oder Reh nach Jägerrecht zukam, noch am selben Abende, an dem er das Stück geschossen, verzehrte. Amalie, die Köchin, wußte den Braten herrlich mit Schmoräpfeln und einer pikanten Brühe anzurichten. Die Hausfrau war froh, daß sie alle Hände voll zu thun hatte, so empfand sie doch die Leere, die durch Hellmuts Abreise im Hause entstanden war, nicht so stark.

Bei Tisch zeigte sich der Hausherr außerordentlich aufgeräumt. Sonst konnte sich das Ehepaar oft ganze Mahlzeiten hindurch stumm gegenübersitzen. Aber heute hatte der Oberförster die Geschichte des erlegten Hirsches zu erzählen, und die war nicht kurz.

Wie er auf den Gedanken gekommen war, gerade auf diesem Platze sich aufzustellen, und was ihn zu der sicheren Annahme geführt, daß der Sechzehnender dort

herausstreten müsse. Wie es allmählich heller und heller geworden — denn Oberförster Seltmann war auf den Frühanstand gegangen — dann das plötzliche Auftreten des starken Hirsches am jenseitigen Rande der Fuchslehde, zunächst zu weit, um einen sicheren Schuß anzubringen. Und nun die Angst, daß er Wind bekommen könne. Bald darauf Heraustreten eines Tieres mit Kalb auf seiner, des Schützen, Seite. Infolgedessen Näherziehen des Hirsches, erst flüchtig, dann ganz vertraut. Das Anlegen der Büchse, Gedanken dabei. Zielen, endlich der Schuß.

Das alles erzählte Seltmann mit peinlicher Umständlichkeit, wie sie nur der eifrige Jäger zu würdigen versteht. Anna kam es vor, als habe sie dasselbe schon mindestens ein dutzendmal mit angehört; für sie unterschieden sich diese Geschichten kaum voneinander.

Aber mit dem Schuß war die Sache noch keineswegs abgethan, nun wurde sie, nach Ansicht des Erzählers, erst recht eigentlich interessant.

Er war gut abgekommen, der Hirsch hatte gezeichnet, war aber doch noch flüchtig geworden und quer über die Fuchslehde abgezogen, zum Schrecken des Schützen die Richtung nach der Reviergrenze, die hier gleichzeitig Landesgrenze war, nehmend. Nachsuchen wollte er nicht sofort, wohl wissend als erfahrener Jäger, daß man dem verwundeten Wild Zeit lassen muß, sich niederzuthun und krank zu werden. Aber das Herz

bebte ihm bei dem Gedanken, daß ihm der Kapitalhirsch abermals entgehen sollte. Er hatte einen Bruch auf den Anschuß gelegt und sich entfernt. Auf dem Nachhausewege begegnete er Waldarbeitern, die den Schuß gehört und einige Zeit darauf etwas durchs Dickicht hatten brechen hören. Er schickte daraufhin einen der Männer nach der Oberförsterei, „Findig", den Schweißhund, am Leitseile zu holen. Es dauerte geraume Zeit, bis der Mann mit dem Hunde zurück war. Nun wurde zum Anschuß zurückgegangen und Findig auf die Fährte gesetzt. Sie führte zur Grenze. Hellroter Schweiß zeigte, daß der Hirsch zwar angeschossen, aber nicht ins Leben getroffen sei. Die Fährte ging über die Grenze. Zähneknirschend mußte der Schütze den Hund an der Fangleine zurückziehen.

Aber nun fiel ihm ein, daß die Stelle, wo die Arbeiter das auffällige Geräusch gehört haben wollten, doch viel weiter in sein Revier hinein gelegen sei. Er begab sich also, obgleich mit wenig Hoffnung, dorthin. Inzwischen war die Mittagsstunde herangekommen. Diesmal wurde der Hund freigelassen; Findig verschwand und blieb lange Zeit aus. Endlich schien er von neuem eine Schweißfährte angefallen zu haben. Der Hirsch hatte wohl also doch einen Haken geschlagen und befand sich auf diesseitigem Revier. Jetzt führte der Hund gerade in eine Fichtendickung hinein, man hörte ihn anschlagen, abgebrochen, unsicher, bald hier,

bald da, als verfolge er, schließlich gab er Standlaut. Es konnte kein Zweifel mehr sein, das Wild hatte sich dem Hunde gestellt. Mühsam schlug sich der Schütze durch das Dickicht, um jenseits auf einer Lichtung den Hirsch mit gesenktem Kopfe vor dem Hunde zu finden. Ein zweiter, glücklicherer Schuß machte dem Kampfe ein Ende.

Anna hatte alles das über sich ergehen lassen, ja mit scheinbarem Interesse zugehört. Sie wollte ihrem Manne gerade heute die Laune nicht verderben. Denn sie hatte einen Plan, den durchzusetzen sie nur hoffen durfte, wenn der Hausherr bei guter Laune blieb.

Es handelte sich um Franziska, die Magd. Sie war der Hausfrau ein Dorn im Auge mit ihrer Langsamkeit. Schon längst arbeitete Anna an ihrem Sturz, aber der Oberförster wollte sich nicht von diesem Dienstboten trennen, weil Franziska bereits seiner ersten Frau in Treue gedient hatte. Anna fühlte diese Anhänglichkeit natürlich nicht, sie sah nur die Fehler der Alten, die ihr schon manche schwere Stunde bereitet hatten. Ihr Wunsch war seit langem, sich ein wirkliches Stubenmädchen halten zu können. Aber bei ihrem Gatten war sie bisher mit diesem Anliegen auf taube Ohren gestoßen. Es war früher so gegangen, also konnte es auch weiterhin so gehen. Der Grund, den seine Frau anführte, daß die Damen in der Stadt alle ihr Stubenmädchen hätten, war für Seltmann nicht stichhaltig.

„Du bist eine einfache Forstmannsfrau," pflegte er darauf zu erwidern. „Und eine Oberförsterei ist keine Villa!" Es war eine von Seltmanns Eigentümlichkeiten bei bestimmten Anlässen denselben Grundsatz mit denselben Worten immer und immer zu wiederholen. So hetzte er ein solches Wort, das vielleicht einmal treffend gewesen, durch stete Wiederholung zu Tode.

Wenn irgend etwas, so war es gerade diese eigensinnige Schwerfälligkeit, die Anna an ihrem Mann so verhaßt war. Zur Verzweiflung konnte er sie damit treiben, ihr beweglicheres Temperament stand dem völlig ohnmächtig gegenüber; wie an einen Block geschmiedet, den nichts von der Stelle zu rücken vermag, fühlte sie sich.

Jetzt stand man nun wieder mal vorm Quartalswechsel, da wäre es Zeit gewesen, zu kündigen. Ein Vierteljahr noch wollte sie's aushalten, aber zu Neujahr mußte nun endlich der längst ersehnte Wechsel eintreten.

Sie ließ den Gatten die Wildleber aufessen, sie redete ihm zu, sich ein Glas Wein zu gönnen, das er sich heute redlich verdient habe. Dann, als Franziska abgedeckt hatte und er in der gewohnten Sofaecke lehnte, seine Pfeife schmauchend, vor Müdigkeit und Wohlbehagen stöhnend, neben ihm auf dem Polster „Findig", der heute zum Lohne für seine Großthat den bevor-

zugten Platz teilen durfte, fing Anna an, zunächst nur ihren Plan vorbereitend, all die Dummheiten und Nachlässigkeiten aufzuzählen, die Franziska wieder in den letzten Wochen begangen hatte, um schließlich mit dem unverhüllten Verlangen vorzutreten, das Haus müsse nun endlich von ihr befreit werden.

Die junge Frau stieß heute zu ihrem eignen Staunen nicht auf den gewohnten Widerstand. Der Alte seufzte zwar und meinte, er thäte es ungern, zählte auch alle Verdienste Franziskas aus längst entschwundenen Zeiten noch einmal auf, meinte aber schließlich resigniert: es werde wohl doch nicht anders gehen, man werde eine jüngere Kraft annehmen müssen; denn, so schloß er, sie bekämen nächstens einen fremden Herrn ins Haus.

„Einen Eleven?“ fragte Anna befremdet; es war das erste Wort, was sie darüber hörte.

„Unsinn, Eleven! Mit dem Abführen solch junger Köter geben wir uns nicht mehr ab, nicht wahr, Findig?“ Damit kraute er den Hund hinter den Behängen, der seine Zustimmung durch behagliches Knurren zu erkennen gab.

Anna kannte ihren Mann; die wichtigsten Dinge behielt er stets für sich, sprach niemals mit ihr über seine Pläne, teilte ihr immer nur Thatsachen mit. Es that ihr doch stets von neuem weh, wenn sie sehen mußte, wie über ihren Kopf weg entschieden wurde.

„Ja, ja!“ sagte der Oberförster und wendete sich dabei nicht an seine Frau, sondern an den Hund, den zu liebkosen er fortfuhr. „Wir bekommen vornehmen Besuch, Findig! Ein Herr Major und dazu Freiherr! Zeit seines Lebens am Hofe gewesen, und jetzt will der Herr Forstmann werden. Wird sich umsehen, der Herr Baron! Der grüne Rock ist gar schön, aber er will verdient sein. Wir haben ihn uns verdient — wir — nicht wahr, Findig?“

Anna war gekränkt durch seine Art, aber die aufgefangenen Brocken hatten doch ihre Wißbegier gereizt.

„Wird denn der Herr, von dem du da sprichst, auf längere Zeit zu uns kommen?“ fragte sie.

„Vorläufig soll er auf ein Jahr bei mir bleiben. Denkt wahrscheinlich auch, es wird ihm nur so anfliegen, wozu unsereiner ein Leben gebraucht hat.“

„Und ein Herr vom Hofe, sagst du, ist das?“

„Gewesen, gewesen! Flügeladjutant, oder wie sie das nennen. Na, ich werde mich seinetwegen nicht genieren; dazu sind wir zu alt — nicht wahr, Findig?“

Anna blickte schweigend vor sich hin. Das, was sie hatte durchsetzen wollen, Franziskas Entlassung, trat jetzt gänzlich in den Hintergrund vor dem Neuen, das sie eben erfahren. Ein fremder Herr ins Haus! Sie erschrak bei dem Gedanken. Was für eine Umwälzung mußte das hervorrufen in allem! Wie würde

sie als Hausfrau den Ansprüchen gewachsen sein, die so einer stellte!

Sie fragte kleinlaut, ob es schon fest beschlossene Sache sei, ob sich denn nichts mehr daran ändern lasse.

„Da beißt keine Maus einen Faden mehr von ab, Frau!" rief der Oberförster. „Wir haben Kontrakt! Er hat ein Quartal schon im voraus bezahlt, Pension, alles inbegriffen. Das ist abgemacht. Erst hat er Vorträge gehört an der Akademie, und nun will er die Geschichte praktisch erlernen. Na, immerzu! Viel Gescheites wird nicht dabei herauskommen. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Und warum sollte ich denn das Lehrgeld nicht mitnehmen? — Im übrigen wird man's ja erleben! Ich sehe der Sache jedenfalls mit Seelenruhe entgegen."

*

Obgleich Anna unter der Einsamkeit des Quellenhayner Forsthauses litt, war sie doch schon so sehr dem Verkehr mit Menschen entfremdet, daß der Gedanke, ein neues Gesicht an ihrem Tische zu sehen, sie geradezu beängstigte. Und nun gar ein Herr, der aus einer glänzenden, ihr fremden Welt stammte!

Ihr Vater war Kaufmann gewesen. Er hatte in einer mittelgroßen Stadt zu den Ersten seines Standes

gehört. Anna war aus einer stattlichen Geschwisterzahl die Jüngste.

Es war flott zugegangen im väterlichen Hause. Weitgehende Gastfreundschaft wurde geübt. Der Vater, ein lebenslustiger, weit herumgekommener, vielseitiger Mann pflegte mannigfaltige Interessen und sorgte für eine gute Erziehung seiner Kinder. Die ganze Familie gewöhnte sich an eine behagliche, geschmackvolle Lebensweise.

Nun starb der Vater im besten Mannesalter. Der Nachlaß war bestürzend gering, dazu das Geschäft ungeordnet. Das behagliche Leben war mit einem Schlage beendet. Die Familie ging auseinander. Die Söhne suchten sich ihren Lebensunterhalt auswärts. Die Töchter hatten bis auf die Jüngste bereits geheiratet; für Anna hieß es nun eine Versorgung finden.

Ein junger Mann, der sich dem anmutigen jungen Mädchen bei Lebzeiten ihres Vaters in der unverkennbaren Absicht genähert hatte, um sie zu werben, zog sich schnell von der Verarmten zurück. Bei der Enttäuschung, welche sie darüber empfand, wurde es ihrer Umgebung leicht, sie zu einer Vernunftheirat zu bewegen. Ein alter Bekannter der Familie, vor einiger Zeit Witwer geworden, begehrte sie zur Frau. Der Unterschied der Jahre war groß, aber manches sprach doch für die Partie.

Oberförster Seltmann lebte, wenn auch nicht in

glänzenden Verhältnissen, so doch in durchaus gesicherter Lage. Seine Stellung war eine selbständige und keinem Zufall unterworfen; sollte er, was bei seinem Alter nicht unwahrscheinlich, vor ihr sterben, so war der Witwe eine Pension sicher. Die Kinder aus erster Ehe waren erwachsen und befanden sich außer dem Hause.

Dazu kam für Anna noch besonders der Gedanke an die Naturschönheit, die Waldesluft, die Einsamkeit der Berge. Sie hatte die Sehnsucht: weg aus ihrer bisherigen Umgebung, dem Schauplatze, wo sie in ganz andern, glücklicheren Verhältnissen gelebt. Zum Vergessen schien die Quellenhayner Oberförsterei, dieser entlegenste Winkel des Landes, gerade gut.

Ihre Mutter ging mit ihr. Während der ersten Jahre verlief das Leben äußerlich ruhig, wie es sich Anna nicht angenehmer wünschen konnte. Ein Sohn wurde geboren; das Kind gab genug Arbeit. Überhaupt fehlte es daran nicht. Die Vorräte für den Haushalt waren hier oben, fern jeder Bahnverbindung, nicht leicht zu beschaffen. Der Oberförster zeigte sich zudem keineswegs als ein leicht zu befriedigender Hausherr, dabei war er ein Feind jeder unnützen Ausgabe, kurz, Anna, die an eine Wirtschaft aus dem Vollen gewohnt war, mußte oft ernstlich nachsinnen, wie sie ihr Wirtschaftsgeld einteilen solle, um auszukommen. Und nun fiel auch noch die Mutter in dauerndes Siech-

tum. Neue Sorge und neue Last für Anna. Die junge Frau kam über den schweren Pflichten, die ihr das Leben auferlegte, kaum zur Besinnung, jedenfalls nicht zum Grübeln; sie war froh, wenn sie ihr Tagewerk vollbringen konnte.

An kleinen Aufregungen fehlte es nicht; vor allem gab der heranwachsende Knabe Anlaß dazu. Hellmut war ein lebhaftes, phantasievolles Kind, mehr nach dem Herzen der Mutter geraten, als nach dem Sinne des Vaters. Der Oberförster hatte drei Söhne großgezogen; aus allen dreien war etwas geworden, wie er gelegentlich mit Genugthuung zu erwähnen für nötig fand. Er war der Ansicht, daß solcher Erfolg der erzieherischen Einwirkung der Hundepeitsche zu verdanken sei, mit der er nicht gegeizt hatte. Er begann auch bei Hellmut diese erprobte Methode anzuwenden. Freilich bedachte er dabei nicht, daß der Sohn seiner zweiten Frau aus ganz anderm Holze geschnitzt sei, als seine drei älteren Söhne, die mehr oder weniger Durchschnittsmenschen waren. Die Schwierigkeiten, welche das jüngste Kind machte, verdrossen den alten Mann und störten ihn in seiner Bequemlichkeit. Gelegentlich bekam es Anna zu hören, daß mit ihr die Unruhe Einzug gehalten habe in der bisher so friedlichen Quellenhayner Oberförsterei. Anna, anfangs tief verletzt durch solche Vorwürfe, gewöhnte sich im Laufe der Zeit so daran, daß sie sie kaum noch vernahm.

Zwei Ereignisse waren es, welche dem Leben in der Oberförsterei ein gänzlich verändertes Gepräge gaben: Annas Mutter starb. Die junge Frau war dadurch um eine dem Herzen wohlthuende Sorge ärmer. Und bald darauf ein Verlust, der sie nicht minder schwer traf: Hellmut mußte das väterliche Haus verlassen.

Der Anlaß dazu war folgender: Infolge der rauhen Behandlung hatte der feinfühlige Knabe den Vater mehr fürchten als lieben gelernt, unwillkürlich schloß er sich den Frauen an, bei ihnen Schutz vor der Härte des Vaters suchend. Und je mehr der Oberförster sah, daß er sich ein Muttersöhnchen heranziehe, desto schärfere Saiten hielt er aufzuziehen für notwendig. Die Mutter nahm natürlich Partei für das Kind und vertuschte gelegentlich eines seiner kleinen Vergehen, um ihren Liebling vor Züchtigung zu schützen. Es konnte nicht fehlen, daß der Oberförster allmählich dahinter kam. Er sah ein, daß hier etwas geschehen müsse, und fragte einen Mann um Rat, auf dessen Ansicht er viel gab. Es war dies Pastor Waibel, Pfarrer im nächsten Kirchdorfe, ein Verwandter der ersten Frau des Oberförsters.

Der Rat Pastor Waibels ging dahin, Hellmut aus dem Hause zu thun, um den Jungen dem mütterlichen Einfluß, der kein günstiger zu sein scheine, zu entziehen.

Anna hatte sich in zehnjähriger Ehe an manche Zurücksetzung gewöhnen müssen, so daß sie bis zu einem gewissen Grade abgestumpft war, aber dieses Erlebnis verwundete sie dort, wo Frauen am empfindlichsten sind. Daß ihr Mann auf solche Verdächtigung gehört hatte! Daß er daraufhin ihr das Schwerste hatte anthun dürfen: sie von ihrem Kinde zu trennen! davon würde ein Stachel sitzen bleiben für alle Zeiten.

Das Haus war leer und das Leben schal für die junge Frau geworden, seit die beiden liebsten Menschen von ihr gegangen. Mutchen kam ja in den Ferien, aber das zeigte der Mutter erst recht, was sie verloren. Mehr und mehr wuchs das Kind heraus aus der Hilflosigkeit. Das empfand Anna bei jedem Wiedersehen mit erneuter Deutlichkeit. Wie erschreckend schnell es ging, dieses Selbstständig-werden! Bald würde er ihrer überhaupt nicht mehr bedürfen!

Und weiter besaß Anna ja nichts. Die Brücken, die sie zur eignen Kindheit hätten zurückführen können, waren abgebrochen. In den ersten Jahren kamen wohl noch hie und da Verwandte und alte Freunde, sie zu besuchen; aber die blieben mit der Zeit auch weg. Man hatte sie vergessen, der Weg war wohl auch zu weit und zu umständlich hier herauf. Korrespondenzen mit Freundinnen, die sie eine Zeitlang geführt, waren eingeschlafen, die Bücher, die sie mitgebracht, längst zum Überdruß gelesen.

Anna mußte jetzt, wo sie so viel Muße zum Nachsinnen hatte, oft an ihre glückliche Mädchenzeit denken. Was hatte sie da alles gehabt an Zerstreuung für Geist und Gemüt. Damals waren im elterlichen Hause mannigfaltige Bedürfnisse höherer Art in ihr geweckt worden, der Sinn für Geselligkeit und geschmackvolle Unterhaltung. Sie hatte sich in allerhand Künsten und Handfertigkeiten geübt. Das war seitdem alles liegen geblieben. Es fehlte die Anregung, es fehlten die Augen, für die es sich verlohnt hätte, dergleichen zu entfalten.

Was es an Geselligkeit hier oben gab, das beschränkte sich für Anna auf dem Umgang mit den Frauen der benachbarten Forstleute. Das waren einfache, herzlich gute Geschöpfe, deren Ehrgeiz nicht über den Wunsch hinausging, das Hauswesen zur Zufriedenheit ihrer Männer zu versehen. Die einzige Frau von höherer Bildung war die Gattin eben jenes Pastors Waibel, der Hellmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Aber gegen diese Dame hatte Anna von Anfang eine ausgesprochene Abneigung gefaßt. Die Frau Pastorin, eine ältere kinderlose Person, suchte etwas darin, Anna empfinden zu lassen, wie jung und unerfahren sie sei, und wie dankbar sie ihrem Manne sein müsse, daß er sie geheiratet habe. Mit Vorliebe sprach sie von der verstorbenen Frau Seltmann, und wie es zu deren Zeiten doch ganz anders im Quellen-

hayner Forsthause gewesen. Diese und ähnliche Sticheleien trugen natürlich nicht dazu bei, die junge Frau zu erfreuen. Man kam in kein rechtes Verhältnis zu einander.

Anna verstand sich oft selbst nicht mehr. Jene Anna, die als Mädchen so lustig und unbefangen in den Tag hineingelebt hatte, schien ihr heute eine fremde, gänzlich ferngerückte Person zu sein. Ihre Vergangenheit lag vor ihren Blicken wie eine Landschaft, deren fernstes Ende hell erleuchtet ist von einem Sonnenblicke; was zwischen ihr und jenen heiteren Gefilden lag, war grau und wurde düsterer und düsterer, je länger sie darauf blickte.

Im letzten Sommer war sie in Erbschaftsangelegenheiten ihrer Mutter mit dem Oberförster in der Landeshauptstadt gewesen. Ein Leiden, das sie plötzlich befiel, zwang sie, den Arzt zu befragen. Bisher hatte ihr so gut wie nie etwas Ernsthaftes gefehlt. Der Doktor, ein bekannter Frauenarzt, untersuchte sie und erklärte sie für hochgradig nervös, sie müsse einen Luftwechsel vornehmen; womöglich Seeluft, empfahl er.

Anna war selbst erstaunt über die Äußerungen des gelehrten Mannes. War sie nervös? Was bedeutete das Wort überhaupt in ihrem Falle? Ueber ihren Gesundheitszustand hatte sie niemals ernster nachgedacht; wenn sie sich unbehaglich gefühlt, so hatte sie das auf ganz andre Ursachen zurückgeführt.

Oberförster Seltman war sehr wenig erbaut über das, was der berühmte Arzt seiner Frau da in den Kopf gesetzt hatte. Das sei alles Unsinn, behauptete er. Einen gesünderen Aufenthalt als den Wald gebe es nicht. Er selbst sei ein beredtes Zeugnis dafür, denn er habe unter Bäumen seine Sechzig erreicht, und bis auf das bißchen Reißen im Beine fehle ihm nichts. Nein, von Luftwechsel und Seebädern wollte er kein Wort mehr hören. Anna habe ja doch alles, was der Mensch sich nur wünschen könne, bei ihm.

II.

Es winterte sich zeitig ein, wie der alte Schrupper prophezeit hatte. Während in der Ebene noch der Spätherbst mit braunen, roten und gelben Farbentönen unumschränkt im Regimente saß, lag im Quellenhayner Reviere bereits eine leichte Schneedecke. „Nun sehen wir nichts mehr von Wiesen und Saaten bis zum April!“ sagte Schrupper. Er war hier oben geboren und kannte den Winter seiner Berge aus langjähriger Erfahrung.

Major von Rüstädt, der bei Oberförster Seltmann seine forstmännischen Kenntnisse vervollkommnen wollte,

wurde im Schlitten abgeholt. Es war ein tolles Schneegestöber, durch welches Schrupper den Herrn von der Station nach der Quellenhahner Oberförsterei fuhr. Man hielt an der einsamen Waldschenke; der Fahrgast verdachte es dem Kutscher nicht, daß er unter solchen Witterungsverhältnissen eine Herzstärkung zu sich nahm, ja, er selbst genehmigte auch eine solche.

Der Major fand vor Schruppers kritischem Blicke Gnade. Er schien ein feiner Mann zu sein. Mehrere Koffer brachte er mit, einen Gewehrkasten und einen edlen langhaarigen Hühnerhund von rotgelber Farbe. Er selbst war unter seinem Fahrpelz, der noch den roten Uniformkragen aufwies, in einen Anzug von starkem braunen Loden gekleidet; Tirolerhut und Jagdstrümpfe vollendeten seinen jägermäßigen Aufzug.

„Für den werden Sie bei uns keine Verwendung haben,“ sagte Schrupper, nachdem er den Hund mit kundigem Blicke gemustert; „wir haben nur Holzjagd.“

„Ich komme auch nicht der Jagd wegen zu euch!“ erwiderte der Major. „Der Hund ist mein lieber Freund.“

Das war die ganze Unterhaltung gewesen auf der langen Fahrt. Der Major schien kein Mann von vielen Worten, vielleicht machten ihm auch seine Gedanken zu schaffen.

Major von Rüstädt hatte von seinem achtzehnten Lebensjahre an, wo er als Avantageur eingetreten,

bis vor einigen Jahren Uniform getragen. Seine Carriere war, da er zeitig aus der Front in den Dienst des Hofes berufen wurde, eine ungewöhnlich schnelle gewesen. Er hatte mehrere Jahre als militärischer Begleiter eines Prinzen fungiert, zuletzt war er Flügeladjutant seines Fürsten gewesen.

Den Abschied hatte er infolge einer Hofintrigue nehmen müssen. Eine der zahlreichen Prinzessinnen sollte verheiratet werden. Zu aller Welt Befremden hatte sie den durchaus ebenbürtigen Bewerber ausgeschlagen, dabei durchblicken lassend, daß ihre Neigung einem andern gehöre. Man zerbrach sich eine Zeitlang am Hofe den Kopf, welcher Unselige gemeint sein könne; schließlich sprach die Vermutung dafür, daß es Rüstädt sei. Er war im Hofdienst nicht selten mit der Prinzeß zusammengekommen und als eleganter Offizier von schmuckem Äußeren wohl geeignet, einem Mädchen, vielleicht sogar einer Dame von Geblüt, den Kopf zu verdrehen. Der Korb war am jenseitigen Hofe übel vermerkt worden; ein Prügelknabe mußte gefunden werden. Rüstädt hatte Rivalen, die diese Gelegenheit nicht vorübergehen ließen, ihn aus seiner bevorzugten Stellung zu verdrängen.

Er selbst ahnte zunächst nichts von dem Unwetter, das sich über ihm zusammenzog. Erst an der kühlen Behandlung von oben und der Schadenfreude der Hofschranzen merkte er, daß er in Ungnade gefallen sei.

Er bat um den Abschied, der ihm ohne weiteres gewährt wurde. Zwar bot man ihm Vermittlung an, ihn bei einem benachbarten Kontingente unterzubringen; aber er war zu stolz, das anzunehmen. Die Art, wie man ihn behandelt, hatte ihn tief verletzt, um so mehr, als er sich in der Sache mit der Prinzeß schuldlos wußte. Hatte die Dame etwas für ihn gefühlt, so durfte er sich sagen, daß er nichts dazu gethan habe, solche Gefühle herauszufordern.

Diese ganze, für sein Ehrgefühl peinliche Angelegenheit öffnete ihm die Augen über die Zweideutigkeit des Hofdienstes. Er hatte sich wahrlich nicht dazu gedrängt; man hatte ihn seiner Fähigkeiten wegen dazu ausersehen, ihn herausgerissen aus dem eigentlichen Soldatenleben, das seinen Neigungen weit mehr entsprach als dieses höhere Lakaientum. Er glaubte sich zwar die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines Fürsten gewonnen zu haben; mehr als ein Huldbeweis ließ ihn das annehmen. Aber welchen Wert hatte solche Huld, wenn die erste beste Verdächtigung sie in Ungnade verwandeln konnte? Rüstädt fühlte sich beleidigt und sah doch nicht, an wen er sich halten solle, um sich Genugthuung zu verschaffen. Er hatte die besten Jahre seines Lebens im Fürstendienste zugebracht, und jetzt trug er nichts davon als eine Majorspension und eine Anzahl Bratenorden, die ihn an viele Lasten und Entsagungen, aber an wenig wirkliche Freuden erinnerten.

Rüstädt stand in jenem Lebensalter, wo der Mann sich noch im vollen Besitze der Kraft fühlt, aber doch schon seine Grenzen kennt und weiß, daß das Alter nicht mehr allzu fern ist; wo man sich daher sehnt, Früchte reifen zu sehen am Leben. Aber er hatte ja nicht einmal Samen ausgestreut, nichts hatte er für sich selbst angebaut, nicht das bescheidenste Gärtchen gepflegt, das ihm jetzt als Zufluchtsstätte hätte dienen können.

Er stammte aus einer Offiziersfamilie. Die Eltern waren längst tot, die Schwestern hatten sich verheiratet. Er besaß Verwandte und Bekannte genug, und doch wußte er auf der weiten Welt niemanden, den er ganz sein hätte nennen können. Sicherlich wäre es ihm nicht schwer gefallen, eine Frau zu bekommen, wenn er sich überhaupt mit Heiratsgedanken getragen hätte. Er stellte sehr hohe Ansprüche an Erscheinung, Erziehung, Formen und Herkunft. Vor dem Elend spießbürgerlichen Familienlebens schauderte ihm. Da noch lieber ein einsames Junggesellentum, nur mit der Verantwortung für sich selbst belastet.

Und doch wieder graute ihm vor diesem ziel- und zwecklosen Dasein des Pensionierten, wie er es an so manchem Kameraden erlebt hatte. Nein, das war nicht seine Sache, den ganzen Tag mit Zeitungslesen, müßigem Geschwätz am Biertisch, Kaffeehausgehen, oder Theaterlaufen zu verbringen. Sollte auch aus ihm solch ein neunmalkluger, über alles orientierter

Raisonneur werden, deren es so viele unter den Abgehalfterten gab? Und auch dazu war er verdorben, den Onkel seiner Neffen zu spielen. Und gar erst im Frack, mit allen Dekorationen behangen, herumgereicht zu werden als liebenswürdiger Schwerenöter, der keinen Spaß verdirbt und eine Gesellschaft anputzt — nein, um Gottes willen, nichts von alledem!

Rüstädt kannte die große Welt. Er hatte in seiner Stellung die Augen offen gehalten. Er war gewohnt, als Begleiter von Fürsten die Menschheit in Parade an sich vorbeidefilieren zu sehen. Er wußte, was hinter diesen Loyalitätsbezeugungen, diesen feierlichen Mienen steckte, dieser gemachten Festtagsstimmung, die das gewöhnliche Volk seinem Fürsten gegenüber aufzuführen für nötig hält, und die von diesen nur zu gern für echt genommen wird. Er war als stummer Betrachter dieses Mummenschanzes Skeptiker geworden und hielt im allgemeinen nicht viel von den Menschen, weder von den großen noch von den geringen.

Sein Ideal wäre es gewesen, irgendwo zu leben, wo man von seinesgleichen möglichst wenig gesehen hätte. Falls er das Geld dazu gehabt, würde er sich ein Landgut gekauft haben, möglichst abgelegen, um dort in Frieden seinen Kohl zu bauen. Aber er mußte damit rechnen, daß er kaum mehr besaß als seine Pension. Er war doch noch zu jung, um als einzigen Lebenszweck das Studium zu betrachten, wie man vier-

tausend Mark jährlich am besten einteilen könne. Er fühlte die Kraft in sich, noch etwas zu leisten und damit sich selbst eine Art von Befriedigung zu gewinnen.

Von den wenigen Berufen, die zu ergreifen für Rüstädt jetzt noch möglich war, zog ihn der des Forstmanns am meisten an. Er war ein begeisterter Naturfreund und hatte als Adjutant eines jagdliebenden Fürsten Gelegenheit gehabt, sich im Weidwerk zu vervollkommnen. Er liebte überhaupt die grüne Farbe, fühlte sich zu allem, was Forst und Jägerei anging, hingezogen. Von allen Gesellschaftsklassen, die er beobachtet hatte, schienen ihm die Forstleute noch am meisten Rückgrat und rechtschaffene derbe Männlichkeit zu besitzen. Und was war das für ein schöner, des Mannes würdiger Beruf: Kultivieren, Waldungen anpflanzen und hegen für die Zukunft. Konnte es eine nützlichere, im besten Sinne des Wortes konservativere Thätigkeit geben? Dabei unabhängig und vor allem unbehelligt. In seinem Forsthause würde man sitzen mitten im Walde, allein mit seinen Hunden und Bäumen, weitab von allen Intriguen und Schikanen. Das war das Bild, das den glänzenden Offizier und verwöhnten Hofmann schließlich von allen Zukunftsträumen am meisten beglückte.

Rüstädt wußte genau, daß sich ein solcher Traum nur verwirklichen läßt durch Arbeit. In seiner jetzigen Seelenverfassung sehnte er sich nach Thätigkeit, nach

der Möglichkeit, endlich mal seine Kräfte zu erproben an einer ernsten Aufgabe, nach so langem Phäakenleben.

Er besuchte eine Forstakademie. Zu statten kam ihm dabei, daß er, ehe er in die Armee eingetreten war, das Abiturientenexamen abgelegt hatte. Zwei Jahre lang hörte er die Vorlesungen an der Akademie mit Fleiß. Sie befriedigten ihn nur teilweise. Die Vorlesungen waren meist auf ein jüngeres, harmloseres Auditorium berechnet. Sein Wissensdurst fand nicht die rechte Nahrung; er hatte nicht das Gefühl, als ob sein Gesichtskreis hier wesentlich erweitert werde. Als einer, der nicht mehr viel Zeit zu versäumen hat, wurde Rüstädt ungeduldig. Er sehnte sich aus der grauen Theorie der Lehrsäle weg in die grüne Wirklichkeit des Waldes. Angewandt wollte er dieses klug ersonnene System sehen. Vor allem wünschte er zu erproben, wie weit er selbst im stande sei, das Erlernte in Thaten umzusetzen.

Er unterbrach also den vorgeschriebenen, langwierigen Lehrgang und beschloß, sich für einige Zeit einem Praktiker in die Lehre zu geben. Auf seine Erkundigungen hin erfuhr er, daß Oberförster Seltmann, was erprobte Tüchtigkeit anlange, der Erste sei unter seinesgleichen. Auch das Abgelegene des Quellenhayner Reviers sagte seinem auf Weltflucht gerichteten Geschmacke zu.

Er schrieb also an den Oberförster, legte ihm

seine Wünsche dar und erhielt bald eine zusagende Antwort.

*

Wenn Oberförster Seltmann geglaubt hatte, er werde es in dem Freiherrn von Rüstädt mit einem verwöhnten Herrchen zu thun bekommen, das nur zu bald ein Haar in der Sache finden und sein Lehrgeld im Stich lassen werde, hatte er sich gründlich getäuscht. Schon an der Art, wie der Mann sich ausgerüstet hatte mit derber, praktischer Forstmannskleidung, sah der Oberförster, daß er keinen Gecken vor sich habe. Sehr bald merkte er auch an der Unterhaltung, daß der Baron ein ausgetragener Weidmann sei. Nun erschrack der alte Isegrimm allerdings; sollte der Mann etwa unter dem Vorgeben, hier oben forstmännischen Studien obzuliegen, gekommen sein, um ihm seine Hirsche abzuschießen? — Aber in dieser Beziehung konnte ihn Rüstädt beruhigen. Er hatte zwar seinen Drilling mitgebracht und seinen Hund, aber nur, weil er sich von diesen beiden Gefährten ungern getrennt hätte. Zur Beruhigung des Alten ging er nur mit einem Stock bewaffnet ins Revier und führte Unkas stets an der Leine aus.

Daß es dem Fremden mit dem Studium des Forstfaches ernst sei, sollte der Oberförster übrigens bald glauben lernen. Der Major ließ sich jeden Morgen um

fünf Uhr durch seine Weckuhr aus dem Bette trommeln. Mit dem andern Forstpersonal ging er hinaus auf die Holzschläge, wo jetzt eifrig gearbeitet wurde. Er beteiligte sich am Nummerieren und Vermessen. Selbst beim Aufbereiten der Nutzhölzer legte er, um die Sache von Grund auf kennen zu lernen, Hand ans Werk. Der Oberförster überraschte ihn eines Tages, wie er in einer gestrickten Ärmelweste gleich den Waldarbeitern darüber her war, eine starke Fichte zu fällen.

Wenn Oberförster Seltmann zum Abnehmen und Abposten der Schläge hinausging, war der Major sein steter Begleiter. Das gab dann Anlaß zu einer zwanglosen Art von Unterricht. Seltmann war nicht besonders redselig von Natur, aber sein Schüler wußte ihn durch beharrliches Ausfragen zur Mitteilsamkeit zu bringen.

Da war einmal zu erklären, warum hier Fichten angeschont worden waren und dort Lärchen, weshalb man hier Fichte und Kiefer in schachbrettartigem Verbande gepflanzt, oder in welchen Fällen Hügelpflanzung der Reihensaat vorzuziehen sei. Das wichtige Gebiet der Bodenklassen gab unerschöpflichen Stoff zu Bemerkungen. Frost und Eis verhinderten zwar in dieser Jahreszeit, in den Boden zu dringen und Proben des Erdreichs zu entnehmen, und auch die Flora: Blumen, Stauden und Gräser, die bei Beurteilung der Bodenklasse so wichtig ist, war durch die Schneedecke dem

Auge entzogen, aber doch konnte der Neuling unter kundiger Führung lernen, allein aus dem Äußeren des Stammes, seinem Umfang, seiner Länge, der Färbung seiner Rinde, dem Moos daran und manchem andern Kennzeichen, auf die Güte des Mutterbodens zu schließen, aus dem er seine Nahrung sog. Und was gab es da noch alles über die Bonitierung, den Umtrieb, die Verjüngung zu sagen! Warum man hier Kahlschlag machte und dort Plenterschlag; weshalb hier umgewandelt, da durchforstet wurde. Wie alte Fehler sich rächten; wie zum Beispiel noch nach fünfzig Jahren die Entnahme von Streu in dem kümmerlichen Stande des Holzes sich deutlich abzeichnete. Oder dort das kernfaule Holz deutete auf ungenügende Durchforstung in der Jugend zurück. Und dann die vielen kleinen Handwerkskniffe, mit denen eine geregelte Forstkultur der Natur unter die Arme greift: die Umsäumungen und Loshiebe, damit sich ein Bestand an die Freiheit gewöhnen soll, die Windmäntel, damit ein andrer vor dem Sturm geschützt werde. Das Unterbauen, auf daß der Boden stets unter Schatten bleibe, die Läuterung, damit Luft und Licht an den jungen Baum herandringe.

Und alles das wurde an der Hand von Karten und Tabellen geprüft. Ein groß angelegter Plan lag dem Ganzen zu Grunde. Der Ertrag konnte auf Jahrzehnte im voraus berechnet werden. Ein Posten

kontrollierte da den andern. Das, was das willkürlichste, freieste Ding der Welt zu sein schien, das Wachstum der Bäume, ward bis zu einem gewissen Grade durch menschliche Intelligenz vorausbestimmt und festgelegt.

Es lag nicht nur Ordnung und System in diesem Getriebe, sondern wirkliche Größe. Rüstädt begriff jetzt erst ganz, warum ihm das Forstfach anziehender erschienen als irgend ein andrer Beruf. Es war eine ernste Beschäftigung, würdig, eines Mannes Leben auszufüllen. Wälder aufbauen, die man niemals mit eignen Augen erwachsen sehen würde, Bäume anpflanzen, die kaum die nächste Generation fällen und nutzen mochte! Griff man damit nicht weit in die Zukunft hinaus? Und welche Summe von Treue, Fürsorge und Entsagung war in solch einem Walde aufgespeichert! Welch ein redendes Zeugnis war er von menschlicher Kraft und menschlichem Charakter! —

Rüstädt hätte sich keinen besseren Führer wünschen können als den alten Seltmann. Der hatte die größte Hälfte seines Lebens hier oben zugebracht. Die Bestände unter vierzig Jahren waren vor seinen Augen aufgewachsen. Das Revier war sein Heim, sein Garten, ein Teil seines Lebens. Er selbst glich solch einem alten, knorrigen Stamme, von oben bereift, mit Flechten behangen, aber im Kernholz noch voll und zähe. Ein großer Theoretiker war Seltmann nicht, und von der Buchgelehrsamkeit hielt er wenig. Vier Jahrzehnte

Praxis trennten ihn von der Wissenschaft. Aber wenn er eine Behauptung aufstellte, dann war sie begründet durch hundertfältige Erfahrung. Und gerade diese ergraute Kennerschaft hatte Rüstädt gesucht, nachdem er in den Hörsälen so viel blasse Theorie hatte in sich aufnehmen müssen.

Die beiden Männer kamen gut miteinander aus. Rüstädt sah über gewisse gesellschaftliche Mängel hinweg; denn in dieser Umgebung suchte man keinen abgeschliffenen Salonmenschen. Und der Oberförster achtete in dem Major einen Mann, der mit Fleiß und Energie bestrebt war, sich in eine ihm bis dahin völlig fremde Thätigkeit einzuleben. Dem Alten schmeichelte übrigens auch — wenn er sich das auch um keinen Preis anmerken lassen wollte —, daß eine Persönlichkeit wie der Major, der am Hofe in einflußreicher Stellung gewesen, nun bei ihm in die Lehre ging. Er hatte in früheren Jahren ja manchen Eleven gehabt, aber das waren junge, unerfahrene Menschen gewesen, bei denen die gute Lehre zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus gegangen war. Hier hatte er nun endlich mal einen gefunden, bei dem die Unterweisung sichtlich anschlug; und es ist immer für ältere Leute ein erhebendes Bewußtsein, im Schüler die Tradition weitergepflanzt zu sehen. Der Meister fühlt dadurch seine Persönlichkeit über das Grab hinaus fortgepflanzt.

*

Mit ganz andern Augen betrachtete Anna den Gast in ihrem Hause. Man sah ihn eigentlich nur zum Mittagessen, denn die andern Mahlzeiten nahm der Major in seinem Zimmer ein. An Unterhaltung hatte Anna durch den fremden Herrn auch nicht gewonnen; denn war es früher einsilbig zugegangen zwischen ihr und dem Gatten, so unterhielten sich jetzt die Männer über Forst und wieder Forst. Und dieses Thema interessierte die junge Frau heute ebenso wenig wie vordem. Über Unhöflichkeit von seiten des Gastes konnte sich Anna nicht beklagen; er machte ihr beim Eintreten und beim Gehen stets seinen Kratzfuß, und wenn er ihr je einmal auf Treppe oder Flur begegnete, zog er den Hut so tief, daß es sie eigentlich genierte. So höflich behandelt zu werden, war sie gar nicht mehr gewohnt. So viel Korrektheit hatte fast etwas Beängstigendes. Da hätte er doch lieber mal einen Blick auf ihr Kleid werfen können; es schien geradezu weggeworfen an ihn, daß sie neuerdings zum Mittagessen immer ihr Neuestes trug. Oder er hätte gelegentlich mal was erzählen können, etwas zum besten geben von seinen Erlebnissen; ein Herr wie er mußte doch Interessantes erlebt haben! Aber auf einen solchen Einfall schien er nicht zu kommen. Anna hätte weinen können vor Verdruß über die Geringschätzung. Manches an ihm gefiel ihr trotzdem recht gut. Er kleidete sich nach Art der Forstleute, aber in Stoff, Farbe und Schnitt

seiner Kleidung lag doch etwas Gewähltes, Verfeinertes. Seine ganze Erscheinung drückte Vornehmheit aus, ohne daß man zu sagen gewußt hätte, worin sie eigentlich liege. — Diese Hände! Anna konnte sich nicht entsinnen, je so etwas Gepflegtes gesehen zu haben. Und wie er mit diesen Händen umging, wie er ein Glas, eine Gabel damit ergriff, als sei es eine Ehre für den Gegenstand, von ihm berührt zu werden! Und was mochte der Mann mit seinem Haar anstellen, daß es diesen seidenartigen Glanz hatte? Sie war allerdings durch Seltmann nicht verwöhnt. Er war nie sonderlich für das Feine eingenommen gewesen, und jetzt im Alter ließ er sich erst recht gehen in Kleidung, Eßweise und Ausdrücken. Anna hatte das immer mit heimlichem Kummer gesehen, ohne hoffen zu dürfen, etwas daran zu ändern. Sie war wohl selbst auch schon so geworden? Womöglich verachtete sie dieser feine Herr, sah in ihr nur eine kleine, ordinär gekleidete, schlecht frisierte Person, nicht viel besser als die gewöhnlichen Dorffrauen; wenn er sie überhaupt sah! Denn der umflorte Blick seiner grauen, träumerischen Augen glitt über sie hinweg, an ihr vorbei, als sei sie für ihn das gleichgültigste Ding der Welt. Sein Verhalten ärgerte sie auch noch in andrer Weise, als Hausfrau. Nach Tisch wurde in der Quellenhayner Oberförsterei Kaffee getrunken. Anna besaß ein echt Meißener Kaffeegeschirr von gewähltem Muster, ein Hochzeitsgeschenk. Ob-

gleich bereits einigemal zum Kaffeestündchen eingeladen, hatte der Major stets dankend abgelehnt: er vertrage Kaffee nicht. Sie glaubte ihm das nicht; wahrscheinlich traute er ihrem Kaffee nicht. Aber wie man durch das neue Mädchen, die an der alten Franziska Stelle angenommen war, erfuhr, kochte er sich auf seinem Zimmer Thee. Ja, er hatte verschiedene Büchsen mitgebracht, Konserven enthaltend; also die Kost war ihm auch nicht mal recht. Dabei war noch niemals im Quellenhayner Forsthause so opulent gelebt worden wie jetzt, wo man solchen Herrn in Pension hatte. Daß der Major jeden Morgen um fünf Uhr heißes Wasser zum Bade verlangte, erleichterte den Gang des Hauswesens auch nicht gerade. Von seinem Zimmer ging in den Abendstunden, wo er dort allein war, ein feiner aromatischer Tabaksgeruch aus, der das ganze Haus erfüllte.

Anna vermied es anfangs peinlich, sein Zimmer zu betreten, das doch in ihrem Hause lag. Aber das neue Mädchen redete ihr zu, sie müsse sich einmal die Sachen ansehen, die der Herr habe. Wunderdinge wußte die Person davon zu erzählen. Endlich ließ ihr die Neugier doch keine Ruhe, und eines Morgens, als Rüstädt mit dem Oberförster ins Revier gegangen war, trat Anna in das Zimmer, klopfenden Herzens. Das Mädchen, das in den Sachen des Fremden schon ganz zu Haus war, gab die Erklärung dazu. Er ließ ja

alles unverschlossen liegen: Toilettengegenstände, Geld, selbst Briefe. In einem Kasten von Olivenholz lagen Photographien aufgeschichtet, Bilder von Damen und Herren, Ansichten von Plätzen, bunt durcheinander; viele trugen Unterschriften, auch solche von fürstlichen Persönlichkeiten waren darunter. In einem Etui lagen die Orden und Ehrenzeichen. Dann gab es ein kostbares Reiseneceſſaire von Juchtenleder, mit Krystallglas, Silberdeckeln und Elfenbein. Auf einem an verborgener Stelle angebrachten Schilde hatte das Auge der indiskreten Hausmagd folgende Inschrift entdeckt; „Die Prinzessen Luise und Ernestine ihrem besorgten Reisemarschall Freiherrn von Rüstädt". Ferner waren da Bücher mit und ohne Abbildungen; vor allem französische Romane in gelben Umschlägen schien der Major zu bevorzugen. Auch in die Briefgeheimnisse des Herrn wollte die Person ihre Herrin einweihen, denn da seien erst interessante Geschichten drin, — aber da wurde Anna sich mit einem Male bewußt, was sie thue. Sie erschrak vor sich selbst und verließ das Zimmer, das nie wieder zu betreten, solange der Major im Hause sei, sie sich fest vornahm.

Die Anwesenheit des Fremden hatte den Zwiespalt in ihrem Wesen vermehrt. Durch das Eintreten dieses Mannes in ihren Gesichtskreis, der aus einer fremden, glänzenden Welt gleichsam herniedergestiegen kam zu ihnen, wurde die Erinnerung an jene verfeinerte Lebens-

weise wieder in ihr wach gerufen, die sie in ihrer Mädchenzeit gekannt hatte. Da gingen mit einem Male viele alte Wunden in ihrem Innern auf, die nur oberflächlich verheilt gewesen waren. Warum mußte sie über all das jetzt wieder grübeln, jetzt, wo nichts mehr zu ändern war?

Sie mußte ihre Mutter anklagen, die auf dem kleinen Friedhofe des nächsten Kirchdorfes schlummerte, ihre Mutter, der zuliebe sie diesen Schritt gethan, einen Mann zu nehmen, den sie im besten Falle achten konnte, wie vielleicht eine Tochter ihren Vater achtet. Was hatte sie nun, wo ihre Mutter tot war? Ihren Jungen! Aber auch der war ihr genommen worden. Auch Hellmut stand schon da draußen in jener großen Welt, jenseits des Waldes, in der sie auch einmal gelebt hatte, die ihr jetzt wie ein verlorenes Paradies erschien. Jeder, der von da draußen zurückkam, brachte etwas mit von dem Glanz, dem Duft des wirklichen Lebens. Ja, da draußen gab es Schönheit und die Befriedigung von tausend Wünschen!

Sie war doch noch jung! Der Spiegel sagte es ihr täglich, daß sie noch nicht zu den Alten gehöre. Das Klopfen ihres Blutes sagte es ihr, das Vibrieren ihrer Nerven. Sie sehnte sich nach so vielem, was ihr das Leben noch schuldig war. Manches Glück war ihr gezeigt worden von ferne, aber so oft sie sich anschicken wollte, danach zu greifen, ward es ihr grausam entrissen.

Nun saß sie hier oben im düsteren Waldreviere wie ein Vogel hinter den Stäben seines einsamen Käfigs. Sollte das das Ende sein? Sollte sie weiter so leben in dieser zermürbenden, die Nerven auf die Folter spannenden Einsamkeit der Waldeseinöde, bis sie wirklich eine alte Frau sein würde?

In ihrem innersten Herzen glaubte sie daran selbst nicht. Es war etwas in ihr: eine Hoffnung, unausgesprochen, scheu, und doch im geheimen innig von ihr geliebkost, daß es für sie noch einmal Frühling werden müsse nach so langem Winter.

III.

Anna fühlte lebhafte Sehnsucht nach ihrem Jungen. Wie langsam die Zeit verging! Weihnachten wollte und wollte nicht herankommen! Hellmut schrieb zwar hin und wieder mal aus der Pension, aber das waren Briefe, wie sie solche Jungens eben schreiben, in Eile hingeworfen, von dem erfüllt, was sie gerade beschäftigt, ohne auf das einzugehen, was ihm die Mutter in ihren langen, gefühlvollen Briefen alles vorhielt, ganz in jenen naiven Egoismus getaucht, der jungen Menschen nun einmal eigentümlich ist.

Anna wollte mehr; sie sehnte sich nach einem warmen Tone. Sie wollte das Wort „Liebe" zwischen den Zeilen lesen. Von wem sonst konnte sie denn Liebe heischen, wenn nicht von ihrem Kinde? Sie hatte ja niemanden, würde niemanden anders haben. Zufrieden geben wollte sie sich mit ihrem Geschick, wenn ihr nur dieses Glück erhalten blieb. Das wollte sie sich nicht rauben lassen, das sollte ihr ein Ersatz sein und ein Schutz.

Auch ein andrer sah Hellmuts Kommen mit versteckter Sehnsucht entgegen: der Waldläufer Schrupper. Der alte Kerl, trotzig und wenig menschenfreundlich im übrigen, hatte sich in die Liebe zu diesem Jungen mit einem gewissen Starrsinn verbissen. Er betete das schöne, zuthuliche Kind an, wie alte Leute den Sonnenschein verehren, der ihr kaltes Blut erwärmt.

Schrupper hatte den Jungen eingeweiht in alle Künste und Schliche der Jägerei. Lange ehe der Oberförster seinem Sohne die alte, einläufige Perkussionsflinte in die Hand gegeben, hatte Hellmut aus Schruppers Doppelzeug geschossen. Birschen, Hunde abführen, Fallen stellen, Fährten ansprechen, wurden dem Sohne des Oberförsters schon mit jungen Jahren vertraute Dinge. Wenn man den Jungen nirgends finden konnte, dann wurde Schrupper gefragt, der wußte schließlich immer Auskunft über Hellmuts Verbleib. Sie hatten zusammen so eine Art Banditenfreundschaft geschlossen.

Manche gemeinsam begangene kleine Uebertretung band sie mit unsichtbaren Ketten aneinander. Dem „jungen Herrn“ zuliebe machte sich Schrupper, der überhaupt nicht an zartem Gewissen litt, nichts aus einem Vergehen. Der Alte hätte, wenn es darauf angekommen wäre, seiner Seelen Seligkeit verkauft für den Jungen.

Hellmut kam einige Tage vor dem heiligen Abend an. Anna hatte allerhand Überraschungen vorbereitet. Der Postbote, der nur einmal des Tages von der nächsten Agentur bis zur Quellenhayner Oberförsterei den weiten Weg machte, hatte in den letzten Tagen viele Pakete gebracht. Auch für den Major war Einiges gekommen. Das Hausmädchen deutete verstohlen an, daß es bei dem Herrn oben wieder mal allerhand Interessantes zu sehen gebe; aber die Hausfrau verwies der Person diesmal den Vorwitz aufs strengste.

Anna wußte nicht recht, wie man es mit dem Gaste halten solle zu Weihnachten. Der Oberförster hatte gemeint, man möge ihn zu der Feier zuziehen, aber der Hausfrau war der Gedanke peinlich. Wenn sie sich von einem Fremden beobachtet wußte, war ihr alle Freude an dem Kinde verdorben. Womöglich würde der Major die Nase rümpfen; er war ja so hochmütig!

Schließlich kam alles anders, als Anna sich's vor-

gestellt hatte. Der kleine Hellmut selbst gab den Anlaß dazu.

Von dem Tage ab, wo der Junge ins Haus kam, ging mit Rüstädt eine Änderung vor sich. Mit unverhohlener Bewunderung lag sein Blick auf dem Angesicht des anmutigen Knaben. Er redete ihn in freundlichstem Tone an; das Kind errötete, faßte sich aber bald ein Herz, durch die einnehmende Weise des Fremden beruhigt.

Daß Herr von Rüstädt so scherzen konnte, so frei und leutselig! Anna war überrascht und glaubte, einen ganz andern Mann vor sich zu haben. Wie kameradschaftlich er den Knaben behandelte, als seinesgleichen! Wie viel glücklicher und jünger er selbst auf einmal in Gegenwart des Kindes erschien!

Es war nicht zu verwundern, daß Hellmut für den Fremden eine starke Neigung faßte. Ein wie dankbares Publikum ist man doch in dem Alter, und wie hat man gleich sein ganzes Herz in der Hand. Wie ein Wunder staunte der Junge zuerst den fremden Herrn an; seine Erscheinung, seine ganze Art hatte etwas Mysteriöses, in seiner Neuheit fast Beängstigendes. Und als der merkwürdige Mann aus seiner Höhe zu ihm herabstig und sich auf Freundesfuß stellte mit Hellmut, da war es um den Jungen geschehen.

Von jetzt ab fand man ihn während des größten Teiles der Tage in Rüstädts Nähe. Er ging mit

dem Major ins Revier, war bei ihm im Zimmer, so oft er dort geduldet wurde, folgte ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen.

Hellmut hatte seine Angewohnheiten völlig verändert gegen früher. Schrupper konnte diesmal schön warten. Der Junge kam nicht zu ihm, nicht einmal zum Aufstellen von Fallen auf Fuchs, Marder und Iltis oder zum Wildfüttern, was in dieser Jahreszeit stets die Hauptbeschäftigung der beiden Spießgesellen gewesen war. Auch die Mutter sah nicht viel von ihrem Jungen. „Darf ich zum Herrn Major?“ das war sein drittes Wort.

Rüstädt zeigte ihm, was er an Lebenserinnerungen, Büchern und Bildern besaß, soweit dies für die Augen eines Kindes geeignet war. Und dazu wußte er mancherlei aus dem Gedächtnis zu erzählen, was die Phantasie des lebhaften Kindes stark packte.

Zum Weihnachtsabend wurde der Major feierlich vom Oberförster eingeladen. Allerdings dürfe man sich auf nichts Großartiges gefaßt machen, setzte der Alte in seiner Biederkeit sofort hinzu, er sei hier bei einfachen Forstleuten zu Gaste, die keine großen Sprünge machen könnten. Rüstädt nahm die Einladung an und bereute es nicht. Die Freude, die der kleine Hellmut bei der Bescherung an den Tag legte, half über alles Peinliche hinweg, das sonst vielleicht für ihn das Hineingezogenwerden in einen fremden

Familienkreis gehabt haben möchte. Rüstädt schenkte dem Jungen seinen illustrierten „Lederstrumpf“, das einzige Buch, das er sich aus früher Lebensperiode aufbewahrt hatte, und gewann damit Hellmuts Herz vollends.

Der Major stand in dem Lebensalter, wo einen das Wesen eines hoffnungsvollen Knaben mit eigenartiger Rührung und Sympathie ergreift. Man fühlt in solchem Kinde die eigne Vergangenheit grün werden. Man sieht den jungen Baum mit seinen dünnen Zweigen, seinen schlanken Jahrestrieben, wie er's nicht erwarten kann, schnell genug vorwärts zu kommen mit der neugierigen Spitze. So bist auch du einst überschnell ins Holz geschossen! Und man weiß nur zu gut, daß auch für den vorwitzigen jungen Schößling die Zeit kommen wird, wo auch er langsamer wachsen muß, wo fast ein Stillstand eintreten wird. Aber es thut doch wohl, dieses ahnungslose, flotte Grün mit anzusehen, wenn auch ein wenig Melancholie und Resignation dabei ist. Die Jugend, die goldne Jugend! Wem schmeichelte sie sich nicht ins Herz! —

So öffnete Rüstädt denn gern die Thür seines Zimmers, so oft er das schüchterne Klopfen hörte, welches ihm sagte, daß Hellmut draußen stehe und Einlaß begehre. Er wollte auch mal Feiertag machen, jetzt in der Weihnachtszeit. So angestrengt hatte er gearbeitet in dem Wirtschaftsplane, dem Hiebsplane,

den Holztaxen, den Abposteverzeichnissen, Manualen und Geldrechnungen des Revieres, die ihm der Oberförster zur Verfügung gestellt hatte, daß ihm die Zahlen schließlich vor den Augen tanzten und er froh war eine harmlose Abziehung zu finden durch seinen kleinen Freund.

Der dritte im Bunde war „Unkas", der Hühnerhund des Majors. Unkas war ein irischer Setter von seltener Schönheit, brandrot, das seidige, leichtgewellte Haar mit einem leichten, ins Violette spielenden Schimmer darüber. Die Läufe bis zu den Pfoten gelblich befedert, mit langem Behang und stattlicher, leicht gebogener Rute. Wunderbar an diesem herrlichen Tiere war der Gesichtsausdruck, der in den großen, verständigen Augen vom tiefsten Ernst bis zum freudigsten Mitfühlen wechseln konnte.

Wenn der Major sagte: „Unkas ist mein lieber Freund!" so meinte er das in vollem Ernste. An Bescheidenheit und Ergebenheit übertraf das Tier sicherlich jeden Menschen. Stundenlang konnte der Hund langausgestreckt auf der Diele liegen, den Kopf mit den intelligenten Augen zwischen den Vorderpfoten, seinen Herrn unverwandt betrachtend. Dann, wenn sich der Herr ihm zuwandte, war Unkas sofort da, mit fragendem Blicke und leicht wedelnder Rute. Eine Handbewegung, ein Blick genügte, und der Hund wußte, was sein Herr wolle. Es hatte sich zwischen den beiden

eine Zeichensprache ausgebildet, welche die menschliche Art, sich durch Worte zu verständigen, geradezu unnötig machte.

Dagegen mußte allerdings „Waldine", die Vorstehhündin deutscher Rasse, verblassen. Sie hatte das Gnadenbrot in der Oberförsterei. Auf der Jagd war sie ihrer abnehmenden Nase wegen kaum noch zu gebrauchen. Bisher war sie Hellmuts vertraute Freundin gewesen; aber seitdem Unkas mit seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit aufgetreten, war es mit dem Interesse des Knaben für die alternde Waldine aus. Das treue Tier schien die Vernachlässigung schwer zu empfinden; einigemal noch schleppte es seine rheumatischen Knochen die Treppe hinauf bis vor Hellmuts Schlafstubenthür und wartete dort geduldig.

Als der Junge aber an ihr vorbeischritt, achtlos ohne sie überhaupt zu sehen, da verstand Waldine, daß sie vergessen sei, und zog sich in ihr einsames Verließ im Hundezwinger zurück.

*

Hellmut hatte das Elternhaus wieder verlassen. Der Abschied war ihm schwerer geworden denn je; der Umgang mit dem Major war etwas Außerordentliches gewesen, und nur der Gedanke, was er den „Andern" in der Schule nun alles zu erzählen haben werde von

diesem Wundermanne, konnte den Jungen einigermaßen trösten.

Das Quellenhayner Forsthaus versank, nachdem der Knabe gegangen, wieder in seine dämmerige Winterruhe. Das Verhältnis der Erwachsenen, das sich durch die Anwesenheit des rotbäckigen Kindergesichts mit seinen lebensfrohen Augen leichter und vertrauter gestaltet hatte, fiel bald wieder in seine frühere genaue Nüchternheit zurück. Wieder mußte sich Frau Anna grämen, daß der Major mit ihrem Manne nur über Forstsachen sprach, und daß er für sie nichts als frostige Korrektheit übrig hatte.

In dieser Zeit wurde der Oberförster unpäßlich. Er war eines Tages bei ungünstiger Witterung leicht gekleidet ausgegangen, hatte sich erhitzt und dann im Winde gestanden. Das war selbst für seine eiserne Natur zu viel gewesen. Einige Tage lang hütete er das Zimmer auf Annas Zureden, dann litt es ihn nicht länger drinnen. Er brachte von seinem unvorsichtigen Ausgange Gliederschmerzen mit heim, und am nächsten Tage lag er mit heftigem Fieber im Bett.

Anna ließ gegen den Willen ihres Mannes, der die Ärzte haßte, den nächsten Doktor holen. Der nahm den Fall nicht leicht; es sei nicht der gewöhnliche Rheumatismus — der bei Oberförster Seltmann wie bei vielen seines Berufes zu einer Art Hausfreund ge-

worden war —, diesmal seien innere Teile in Mitleidenschaft gezogen. Der Arzt verhehlte der jungen Frau nicht, daß die Krankheit einen ernsten Ausgang nehmen könne.

Anna erschrak in innerster Seele. Sie hatte sich in zehnjähriger Ehe so sehr an Seltmann und selbst an seine rauhen Seiten gewöhnt, daß der Gedanke, er könne ihr entrissen werden, sie mit Schauder erfaßte. Ein Gefühl großer Verantwortlichkeit kam mit einem Male über sie. Es fröstelte sie bei dem Gedanken, allein gelassen zu sein in der Welt. Was sie an ihrem Manne besitze, welch ein Schutz und Halt er ihr sei, sah sie jetzt auf einmal in klarem Lichte. Wenn sie sich auch früher manchmal mit dem Gedanken an die Witwenschaft beschäftigt hatte, so erschien ihr nunmehr diese Möglichkeit furchtbar.

Mit einem Eifer, den sie dem Gesunden gegenüber nimmermehr an den Tag gelegt hätte, widmete sie sich der Pflege des erkrankten Mannes. Sie sann nichts andres, als sein Wohlbefinden, wollte nichts andres denken, als was seine Genesung befördern konnte. Sie that mehr, als ihr zuträglich war, wachte ganze Nächte hindurch, wies die Pflegerin ab, die der Doktor anbot. Mit einem gewissen Eigensinn klammerte sie sich an die Pflichten einer Gattin, als wolle sie sich dahinter verschanzen, als wolle sie Regungen betäuben, die sie von diesen Pflichten abwendig machen könnten.

Oberförster Seltmann hatte, sobald er eingesehen, daß er diesmal mit einem seiner gewöhnlichen rheumatischen Anfälle — die acht Tage selten überschritten — nicht davon kommen werde, sein eignes Revier einem der Unterförster zur Beaufsichtigung übergeben wollen. Aber der Major ersuchte ihn, die Revierverwaltung ihm anzuvertrauen. Er glaubte inzwischen soviel gelernt zu haben, um sich die Übernahme einer solchen Aufgabe zutrauen zu können. Und der Oberförster, der Herr von Rüstädts Tüchtigkeit schätzen gelernt hatte, wollte es auf einen Versuch ankommen lassen.

Es war die Zeit im Forstjahre, wo die meisten Nutzhölzer aufbereitet werden. Rüstädts Aufgabe war also vor allem, das niedere Forstpersonal bei den Vermessungsarbeiten, dem Numerieren und Eintragen der gefällten Hölzer zu kontrollieren. Schrupper sollte den Major begleiten, um ihm zur Hand zu gehen mit Dienstleistungen.

Die Sache war nicht ganz einfach. Rüstädt fühlte sich selbst noch unerfahren darin. Um keinen Preis aber wollte er sich irgend welche Unsicherheit anmerken lassen, denn das wäre das Ende seiner Autorität gewesen bei den Leuten. Der Waldläufer ging hinter ihm drein mit dem dümmsten Gesichte von der Welt, als verstünde er gar nichts von dem Geschäfte. Was ihm befohlen wurde, that Schrupper zwar, aber nicht um

einen Deut mehr. Sein altes, verwittertes Rübezahlgesicht ließ nichts sehen von der Schadenfreude, mit der er auf den Augenblick wartete, wo der Herr Major sich gründlich blamieren werde.

Rüstädt that ihm den Gefallen nicht. Er besaß von Natur einen klaren Blick und verstand es, seine Aufmerksamkeit im richtigen Augenblicke auf das gerade Vorliegende zu sammeln. Mit solchen Gaben kommt der Nichtzünftige oft weiter als einer, der eingefuchst ist in alle Kleinigkeiten des Berufes. Dazu hatte er sich als Offizier die Freude am Detail angeeignet; er wußte, daß nichts, auch das Kleinste nicht, unwichtig sei im Dienst.

Er merkte sehr bald, daß die Waldarbeiter, darauf bauend, daß er Neuling sei, allerhand Nachlässigkeiten durchzupaschen versuchten. Da wurden Vorsichtsmaßregeln umgangen, die für Gesundheit und Leben der Leute von größter Wichtigkeit waren. Beim Fällen ließ man lange Stöcke stehen, obgleich Vorschrift war, den Abschnitt so tief wie möglich zu legen. Stücke, die bei sorgfältiger Auswahl sehr gut als Nutzholz verwendbar gewesen wären, wurden mit ins Brennholz gehackt, weil es den Arbeitern eine augenblickliche Bequemlichkeit verschaffte.

Natürlich stellte der Major solchen Unfug, sobald er dahinter gekommen, schnell und gründlich ab. Schwieriger war es, den Leuten auf die Schliche zu

kommen, wenn sie es versuchten, falsch zu messen, um höhere Akkordlöhne zu erzielen. Die Differenzen im Maß waren oft nur geringfügig, machten aber in Menge doch etwas aus. Allein konnte Rüstädt die unzähligen Stämme, Klötze, Stangen und Rollen unmöglich nachmessen. Aber durch zahlreiche Stichproben, die er machte, deckte er solche Unregelmäßigkeiten doch auf und beugte durch rücksichtslose Bestrafung der Wiederholung vor.

In den Pausen während der Arbeit ließ sich dann Rüstädt an dem Feuer nieder, das die Waldarbeiter unterhielten. Da saß er wie einer von ihnen, sein Frühstück verzehrend und aus der Flasche trinkend — nur daß er nicht wie sie Schnaps darinnen hatte, sondern kalten Thee. Unkas lag neben ihm, jede Bewegung seines Herrn mit klugen Augen verfolgend und geduldig auf den Augenblick wartend, wo er sein Teil an der Mahlzeit bekommen werde. Vor ihm die Flamme des Reisigfeuers, die sich gelbrot zitternd von dem dunkeln Grün des Nadelwaldes abhob. Ein wenig abseits die Holzfäller, starke, grobkörnige Gesellen, die doch so viel Respekt vor höherer Lebensart empfanden, daß sie in seiner Gegenwart nur halblaut flüsterten und ihre üblichen derben Späße mäßigten. Dem frischen Kien entströmte ein würziger Duft. Vor ihm lag der Holzschlag mit seinem grotesken Durcheinander übereinandergestürzter Stämme. Und drüber der Wald,

die aufrechten Bäume, die auf das Leichenfeld herabschauten, mit flüsternden Kronen ihren Gesellen da unten ein Grablied singend.

Mit jedem Atemzuge sog man da Gesundheit ein. Das Auge versank in den ernsten, schlichten, urkräftigen Farbenharmonien der Waldlandschaft. Die eintönige und doch große Melodie, die der Wind auf jenem Wipfelmeere erklingen ließ, beruhigte die Seele, machte sie still und nachdenklich.

Wie heimlich war das, wie beruhigend! Was konnte man noch mehr wollen? Rüstädt war es, als habe er nun endlich das Heim gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt.

Er war bisher ein Mensch gewesen des äußeren Erlebens. Der bunte Wechsel der Geselligkeit hatte ihm keine Zeit gelassen, einem Zuge zum nachdenklichen In-sich-hinein-lauschen, der ihm eigen war, Folge zu geben. Und nun schenkte ihm der Wald, der selbst solch ein schweigsamer Grübler ist, diese Gelegenheit.

Es gab genug Stoff zum Nachdenken: das Leben vor allem mit seinen kleinen und großen Erlebnissen. In wie verändertem Lichte sah er alles das jetzt, wo er auf seine bisherige Welt wie aus der Klause des Einsiedlers zurückblickte. Von wie mancher seiner Handlungen erkannte er nun erst die eigentlichen Gründe. Wie vieles erschien ihm schal, was er damals als das Erstrebenswerteste betrachtet hatte. Wie gründlich war

er vom geselligen Ehrgeiz geheilt. Nichts vermochten ihm jetzt noch jene Auszeichnungen, die ihm damals doch eine Art Freude bereitet, zu bedeuten, nachdem er ihre Nichtigkeit durchschaut.

Und wie waren ihm die Frauen verleidet! Er hatte die Liebe gekostet in mancherlei Form. Der Weg zu den Frauen war ihm eben nicht schwer gemacht worden. Auch für ihn gehörten — wie für die meisten Männer — jene Siege zu dem, worauf er sich am meisten zu gute that.

Und was war ihm jetzt von alledem geblieben! Einige Erinnerungen, die er um keinen Preis der Welt hätte hergeben mögen. Im übrigen das Gedenken an eine Reihe genossener Schäferstunden, flatterhaft und schon verbleichend wie die Billetsdoux, die er davon aufbewahrte. Und manche Demütigung war damit verknüpft, manche Enttäuschung, manches bittere Gefühl. Da, wo er ernst geliebt, war er nicht befriedigt worden, und wo er nur getändelt, hatte er nur zu schnell Ueberſättigung empfunden.

Er glaubte, wenn er das Facit zog solcher Erfahrungen, daß das Kapitel der Frauenliebe abgeschlossen sei für ihn, ein für allemal. Ja, er hoffte das sogar. Denn was konnte nun noch kommen für ihn, wo er doch nicht mehr zu den Jungen zählte, wo er die Eleganz der äußeren Erscheinung, die ihm sein Stand bisher zur Pflicht gemacht, vertauscht hatte mit

der rauhen Einfachheit, die dem gewählten Berufe besser stand.

Und außerdem, die wenigen wirklich vollkommenen Liebesfreuden, die er genossen, wollte er sich doch nicht besudeln lassen durch irgend welches billige und seiner nicht würdige Abenteuer. Vor einem Wegwerfen seiner Gefühle graute ihm.

IV.

Während des Oberförsters Erkrankung gab es im Quellenhayner Forsthause keinen gemeinsamen Mittagstisch. Der Major pflegte, wenn es die Witterung irgend zuließ, seine Mahlzeiten im Walde abzumachen, wie es die Holzfäller jahraus jahrein thaten, und an den Sonntagen aß er für sich allein auf seinem Zimmer.

Als aber allmählich dauernde Besserung im Befinden des Hausherrn eintrat, da konnte er sich einer Einladung Frau Annas, wenigstens Feiertags wieder zum Mittagbrot zu erscheinen, nicht entziehen. Er legte also seinen schwarzen Rock an. Seit langem befand er sich zum erstenmal wieder allein in weiblicher Gesellschaft.

Anna war durch die angestrengte Krankenpflege

sehr herabgekommen. Ganz mager und durchsichtig erschien sie dem eignen prüfenden Blicke, als sie sich ein wenig putzte für dieses Mittagessen und sich dabei genauer im Spiegel musterte. Sie mußte daran denken, was der Arzt damals in der Stadt gesagt hatte, daß sie etwas für ihre Nerven thun müsse. Wie hatte sie sich darüber gewundert! Aber jetzt wußte sie, was Nerven seien. Bei der geringsten Kleinigkeit traten ihr Thränen in die Augen, die Kniee zitterten ihr, und die Augen brannten; wirklich erquickenden Schlaf hatte sie seit drei Monaten nicht gekannt.

Dazu das Verhalten des Rekonvalescenten, der nicht bemerkte, daß seine Frau sich opferte, alles als selbstverständlich ohne Dank hinnahm, und der, je mehr sich seine Gesundheit kräftigte, desto unleidlicher wurde. An allem, was für ihn geschah, fand er zu mäkeln und geriet außer sich, wenn ihm nicht jeder Wunsch sofort erfüllt wurde.

Schreien hätte Anna oft mögen vor innerer Spannung. Das schrecklichste war, daß sie den trostlosen Zustand stumm ertragen mußte, ohne die Möglichkeit, irgend wem ihre Not zu klagen, ohne je ein freundliches Wort zu hören oder einen Blick des Einverständnisses zu wechseln. So arm, so bettelarm an Glück und Liebe war sie sich noch nie vorgekommen.

Rüstädt bemerkte wohl ihre Blässe und das Zittern

ihrer Hand, als sie die Suppe austeilte, aber er dachte nicht weiter darüber nach; natürlich, sie hatte ja einen kranken Mann!

Überhaupt hatte er sich bisher nicht viel mit dieser Frau beschäftigt, auch in Gedanken nicht. Das einzige, das ihm stärker an ihr aufgefallen, war etwas Ungünstiges: eine gewisse Unsicherheit, die er auf mangelnden gesellschaftlichen Schliff zurückführte. „Sie hat keine Kinderstube gehabt!“ Das war das harte Urteil, das Rüstädt zur Hand hatte, mit dem er sich über Erscheinungen an ihrem Wesen hinwegsetzte, die ihm hätten zu denken geben müssen.

Aber heute stimmte ihn die unverkennbare Verwirrung der jungen Frau zu Mitleid. Er wollte ihr darüber hinweghelfen. Allen Ernstes sann er über einen Unterhaltungsstoff nach, der ihr angenehm sein könnte. Über die Krankheit ihres Mannes zu sprechen, würde ihr vermutlich wenig lieb sein. Aber sicherlich hörte sie gern von ihrem Jungen. Er hatte vor einiger Zeit einen Brief vom kleinen Hellmut erhalten — beantwortet war er noch nicht —, daran knüpfte er jetzt an.

Sowie er von Hellmut zu sprechen begann, ging eine Änderung in Annas Zügen vor sich. Glück strahlte aus ihren Augen, die Wangen färbten sich. Er fand auf einmal, daß sie eigentlich viel anmutiger sei, als ihm bisher aufgefallen war.

Sechs Wochen noch, so rechnete sie vor, dann war Ostern, dann würde sie ihren Jungen wieder haben. Der Major lobte den Brief, den er von Hellmut erhalten hatte, seiner sauberen Handschrift und seiner netten Gedanken wegen. Er meinte, Hellmut sei gut beanlagt und werde gewiß einmal ein tüchtiger Oberförster werden.

Während er darüber in scherzendem Tone sprach, verdüsterten sich die Züge der jungen Frau mehr und mehr. Eine wunde Stelle mußte bei ihr berührt worden sein. Er schwieg befremdet.

„Nein, Förster soll Mutchen nicht werden," meinte Anna, „wenigstens ich wünsche das nicht."

„Schließlich, das läge doch nahe!" erwiderte Rüstädt. „Er ist in einem Forsthause aufgewachsen und hat Interesse für Wild und Wald. Was gäbe es denn auch Schöneres auf der Welt!"

Anna schüttelte den Kopf, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber.

„Sie scheinen andrer Ansicht zu sein, Frau Seltmann?" fragte Rüstädt, dessen Neugier durch ihr merkwürdiges Verhalten nun doch rege geworden war.

„Ich kann diesen Wald nicht ausstehen!" platzte sie auf einmal heraus, dabei einen Blick nach der Thür des Nebenzimmers werfend, wo ihr Mann lag. Rüstädt hatte ein völlig neues Gesicht vor sich, das

ihn durch die Leidenschaftlichkeit seines Ausdrucks bestürzt machte.

„Sonderbar!“ sagte er, um nur etwas zu sagen. „Andre Leute sehnen sich nach dem Walde und seiner Schönheit.“

Sie hatte auf diese Bemerkung eine Geste der Verachtung. Daß es ihr mit ihren Worten ernst gewesen, sah er an den Thränen, die mit einem Male in ihren Augen erschienen.

„Villeicht fühlen Sie sich etwas weggesetzt hier oben,“ sagte er, bestrebt, auf ihre Gedanken einzugehen. „Ich gebe zu, es mag sein Unangenehmes haben zu Zeiten, zum Beispiel jetzt, wo ihr Mann erkrankt ist. Aber schließlich, dafür haben Sie hundert andere Annehmlichkeiten als Ersatz . . .“

In diesem Augenblicke machte sich der Kranke im Nebenzimmer bemerkbar. Die Hausfrau stand vom Tische auf und begab sich zu ihm, den Gast allein lassend.

Wider Willen wurde Rüstädt Ohrenzeuge eines ehelichen Zwistes. Der Oberförster wollte durchaus von einem Gerichte essen, das der Arzt verboten hatte. Anna stellte ihm vor, daß die Speise sich nicht mit der Medizin vertrage. Aber Seltmann blieb eigensinnig auf seinem Willen bestehen. Die Worte, die er dabei gebrauchte, waren nicht gerade von der feinsten Art. Seinen Willen setzte er aber schließlich durch.

Der Major achtete den Oberförster als einen ganzen Mann, ja er verehrte den alten Isegrimm; aber Seltmanns neueres Verhalten befremdete ihn. Das war nicht mehr Knurrigkeit, wie sie das Alter des Mannes und seine Krankheit hätten entschuldbar erscheinen lassen, das war Mangel an Zartgefühl, starkes Sich-gehen-lassen. Ihm war die ganze Scene äußerst peinlich. Unwillkürlich stellte er sich auf Seite des schwächeren Teiles. Seine Ritterlichkeit empörte sich, da er eine Wehrlose leiden sah.

Nach einiger Zeit kam Anna wieder zurück, verstimmt und verlegen. Sie bat um Entschuldigung; dabei traten ihr erneut Thränen in die Augen. Dann blickte sie zum Fenster, seinen Blick vermeidend, und Rüstädt hörte ihr Atmen.

Er wollte ihrem Kummer nicht auch noch die Beschämung hinzufügen. Als sei nichts geschehen, als habe er nicht das geringste bemerkt, begann er zu plaudern.

So war er auf einmal mitten drin im Erzählen von seinem früheren Leben; er gab Reiseerlebnisse, Anekdoten, dies und jenes aus der Gesellschaft und vom Hofe zum besten.

Er hatte sich nicht verrechnet. Bald saß ihm die junge Frau gegenüber, mit freudig belebtem Gesichte seinen Worten lauschend, ganz beherrscht von dem neuen Eindrucke, aller Kummer weggewischt. ‚Eine echte

Frau!“ dachte er. Wie leicht war es doch, in solchem Gemüte Regen und Sonnenschein abwechseln zu machen.

Man mochte zu den Frauen stehen, wie man wollte, es that doch wohl, in solcher Gesellschaft zu sein, nachdem man so lange nur immer die rauhere Luft geatmet, die den Mann bei der Arbeit umgiebt. Mal wieder die linde Atmosphäre, die eine Frau um sich verbreitet, — wie wohlig wurde einem dabei zu Mute! Das sanftere Organ, die gefälligeren Formen, all das Ästhetische zu genießen, das für den Mann seine liebenswerteste Verkörperung im Weibe findet. Rüstädt hatte das nicht mit Bewußtsein entbehrt; aber wie der musikalische Mensch, wenn er einige Zeit keine Musik gehört, elektrisiert wird vom Klange der ersten Geige, so ging es ihm hier. Eine Saite in seinem Innern, die lange unberührt geblieben, wurde in Schwingungen versetzt. Kleine Züge: ein Blick, der Tonfall der Stimme, ihr Lächeln, ihr Erröten erinnerten an Altbekanntes, Längsterlebtes. Wehmütiges Erinnern, fast wie Mitleid mit sich selbst, überkam ihn.

Als ihn die junge Frau bat, nach Tisch eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken, folgte er gern dieser Einladung. Und da sie ihn selbst zum Rauchen aufforderte, sprang er hinauf, um sich seinen türkischen Tabak zu holen. Er kam zurück, ein Album unter dem Arm, das er Anna vorlegte. Von der Mutter anfangend, erzählte er ihr dann, wen die einzelnen

Bilder darstellten. Anna folgte ihm mit offenem Munde.

Der armen kleinen Frau wirbelte es im Kopfe. Von jeher hatte sie geheime Bewunderung für die ihr fremde Welt der vornehmen Leute empfunden. Und wie dieser Mann davon sprach! Leichthin scherzend nannte er Namen hochgeborener Personen; alles das, wovor sie eine an Scheu grenzende Ehrfurcht empfand, erschien ihm als das Alltäglichste der Welt. Sein Wesen konnte einem den Atem versetzen!

Wie lächerlich eng und ärmlich mußte einem Manne, der solche Dinge erlebt hatte, hier alles vorkommen! Sie hätte in den Boden versinken mögen vor Scham, ihrer Kleidung, ihres einfachen Hausrats halber. Aber dann wieder fühlte sie aus seinen Worten heraus, daß er nicht hochmütig sei. Er prahlte nicht mit seinen Bekanntschaften und Erlebnissen; im Gegenteil, eine gewisse Geringschätzung ließ er für all das durchblicken. Es schien ihm ernst zu sein mit seiner Behauptung, daß er sich nirgends wohler gefühlt als hier oben in der Einsamkeit des Quellenhayner Reviers.

Seltsamer Mann! Wenn sie an seine bisherige Verschlossenheit dachte, und daß sie eine Art von Angst vor ihm gehabt, weil er gar so ernst und zugeknöpft gewesen, mußte sie sich wundern über solche Wandlung. Heute plauderte und lachte er so natürlich und herzlich, daß man gar nicht anders konnte, als mitzuthun. Und

bei alledem diese gewählten Formen, die edle Sprache, die Höflichkeit, die er in Blick, Geste und Anrede zu legen verstand! Anna glaubte so etwas noch nie erlebt zu haben. Es machte sie nur anfangs ein wenig verlegen, dann aber kam sie über ihre Befangenheit hinweg, und schließlich genoß sie die Anmut dieses Verkehrs mit wonnigem Behagen und wünschte sich nichts Besseres.

Als sich Rüstädt verabschiedete, um, wie er sagte, noch einen Gang in den Forst zu unternehmen, blieb sie auf ihrem Platze zurück wie verzaubert. Jedes Wort der Unterhaltung wiederholte sie sich. Es war eigentlich gar nichts so Außergewöhnliches gesprochen worden, nichts von Belang hatte sich ereignet; und doch erschien es ihr, als sei heute in ihr Leben etwas Neues eingetreten. Wie einem Kinde ging es ihr, das durch einen schmalen Spalt Einblick bekommen hat in das Weihnachtszimmer.

Wie geistesabwesend ging sie den Rest des Tages umher, verträumt war sie die ganze Woche über. Mit einer verstohlenen Freude, die sie sich nicht recht eingestehen wollte, und doch auch mit innerem bangem Erzittern sah sie dem nächsten Sonntage entgegen, der sie wieder mit dem Major zusammenführen würde.

Für Rüstädt war dieses Mittagessen und das Plauderstündchen nachher nur ein kurzes, schnell erledigtes Zwischenspiel gewesen, an das er kaum einmal

flüchtig zurückdachte. Am Sonnabend ließ er der Hausfrau durch das Mädchen mitteilen, daß er am Sonntag nicht zu Tisch da sein werde.

Noch einmal war der Schnee gefallen, obgleich man bereits tief im März war. Der Major hatte sich ausgedacht, im Schlitten nach einem bekannten Aussichtspunkt jenseits der Landesgrenze zu fahren. Welch bittere Enttäuschung er damit der Hausfrau bereite, ahnte er nicht.

V.

Dem Schneefall war bald Tauwetter gefolgt. Die Zeitung meldete vom Steigen der Flüsse und von Wasserfluten, die drunten in der Ebene viel Schaden angerichtet haben sollten. Hier oben merkte man davon nichts; der Wald mit seinem moosigen Grunde sog das Schneewasser in sich ein und speicherte es vorsichtig auf, recht wie ein kluger Hausvater, der in Zeiten des Überflusses an magere Tage denkt, um später, wenn die Ebene in Sommerdürre lechzt, von seinem Vorrate abgeben zu können.

Noch lag an schattigen Stellen in Abgründen und Schluchten der Schnee, aber am Waldesrande nach

Süden zu, wo die Sonne anprallte befreite sich schon junges Leben.

Die Anemonen gucken hervor. Ihre Pracht ist vergänglich wie Kindesschönheit; milchzart sind sie, im Blühen schon welkend, man würde sie gänzlich übersehen, wenn ihrer nicht so viele bei einander stünden. Ihre Geschwister, die Himmelschlüssel halten noch zurück. Die Grashalme dagegen beginnen sich zu recken, jeder für sich, als wäre er was Rechtes. Es ist ein Leben und Streben des kleinen Volkes. Die Bäume sind noch tot oder scheinen wenigstens so; sie wollen sich die Maskerade zu ihren Füßen eine Weile mit ansehen, ihre Zeit kommt später. Erhaben blicken die hohen Fichten drein, sie haben den Rummel nun schon manch liebes Jahr gesehen; auf den Winter muß Frühjahr folgen, sie wissen es ganz genau, wozu sich so beeilen! — Die Salweide ist allen voraus auf dem Plane mit honiggelben und silbergrauen Kätzchen. Sie nimmt die Zeit wahr. Jetzt ist sie noch die Vielgesehene, die Allbewunderte; später, wenn sich aus ihrem Schmucke erst die unscheinbaren Blätter entwickelt haben werden, dann wird sie zum Aschenbrödel unter den schöneren Geschwistern. Auch mit der Birke geht etwas vor. Wie ein Schleier liegt es über ihrer jungfräulichen Gestalt. Überzart, spröde, durchsichtig, ein wenig gebückt steht der weiße Stamm, gekrönt von dem lila schimmernden Rutengewirr des Wipfels. Sie scheint

selbst nicht zu wissen, wo das mit ihr hinauswill: diese tausend schwellenden Triebe zum Aufbrechen bereit. Bald wird auch sie in Blüte stehen, hell leuchtend, lieblich und keusch mitten im Ernste des Schwarzholzes, wie ein Mädchen, daß sich unter Männer verirrt hat.

Der Wald wartet, der treue Wald! Der Lenzeshauch, der jetzt mit seinen Wipfeln spielt, schmeichelt ihm nur; ganz anders hat der Wintersturm zu ihm gesprochen. Da ging es ums Leben. Wer da nicht stark war in Kern, Splint und Wurzelwerk, der lag, ehe er sich's versehen, zerschmettert am Boden.

Noch wirbelt eine Menge alten Laubes umher, friedlos, ratlos, jedem Windstoße preisgegeben — landstreichendes Volk ohne Heimat.

Krähen stolzieren auf der nassen Wiese. Der Hase geht seinem verliebten Treiben im Unterholze nach, wo so leicht kein Auge hindringt. Die ersten Sänger üben schüchtern ihre Kehlen. Es ist Vorfrühling. Alles noch jugendlich schülerhaft, nur so versuchsweise. Das Große soll erst noch kommen, das fühlen auch diese Kleinen.

Über den Bergen liegt ein Dunst, milchweiß ist der Himmel, die Erde buntscheckig, braun der Sturzacker, gelbgrau Stoppel und Brache, dazwischen hie und da eine saftgrüne Wintersaat. Dieses Grün, so prächtig leuchtend unter all den alten, toten, schmutzigen,

bleichsüchtigen Tönen. Wie sich das so hat unter der Schneedecke entwickeln können! — Man kann auch leben in Kälte und Finsternis, abgeschlossen von allem Licht, aller Freiheit, fern aller Wärme, unter eisiger Decke.

Einmal muß der Schnee ja doch schmelzen, einmal wird die Saat den blauen Himmel über sich lachen sehen, einmal muß es doch Frühling werden . . .

Anna sah von diesen stillen Wandlungen des Lebens nichts. Seit Monaten vegetierte sie in der dumpfen Luft des Krankenzimmers. Und doch stieg ihre tief gesunkene Zuversicht und Lebensfreude unmerklich, unaufhaltsam, wie der Saft im Baume steigt aus unerforschter Quelle, von wunderbaren Kräften getrieben und angezogen, bis er alle Zweige erfüllt hat hinauf zu den äußersten Enden. Auch sie stand voll zurückgedrängter Lebenslust, bereit zum Grünen, des Sonnenblickes wartend, der alle ihre Blüten mit einem Male wachküssen würde.

Träumerisch und in sich gekehrt ging sie einher all die Zeit über. Die häuslichen Pflichten erfüllte sie mit Hingabe. Mit zarterer Hand noch als vordem pflegte sie den Rekonvalescenten. Innige, feierliche Frömmigkeit erfüllte sie allen Menschen gegenüber. Als trage sie Feiertagskleidung, so kam sie sich selbst vor; als schwebe etwas in der Luft wie Veilchenduft, war es ihr zu Sinne. Alles schien gewandelt, verjüngt,

jedes Ding, jeder nüchterne Vorgang hatte an Bedeutung gewonnen. Sie stand mit einem Male von Ehrfurcht ergriffen vor dem Leben, das so viel besser war, als sie es je geahnt.

An die Zukunft dachte Anna nicht, wollte sie nicht denken. Sie begehrte nichts, die Gegenwart war so schön. Was etwa noch kommen konnte, mußte ja den zarten Schleier, der jetzt die Dinge umgab, zerstören.

Sie sah den Major nur ganz selten. Früh in zeitiger Morgenstunde hörte sie ihn sein Zimmer verlassen und die Treppe hinabgehen. Dann pflegte er den Hundezwinger zu öffnen, um Unkas herauszulassen. Anna konnte das von ihrem Zimmer aus sehen. Dreißig Schritt nur von ihr entfernt stand er da unten, nicht ahnend, daß er beobachtet werde. Wie der Hund wedelnd an ihm emporsprang, außer sich vor Freude, den Herrn wieder zu sehen, wie der Herr sich zu dem edeln Tiere niederbeugte, es zu liebkosen. — Sie konnte sich an dem einfachen Vorgange, der sich jeden Morgen wiederholte, nicht sattsehen.

Dem Manne, den ihre Gedanken so umschwebten, zu begegnen, vermied sie. Sie scheute sich vor dem Zusammensein mit ihm. Mußte er ihr nicht ansehen, wie es mit ihr stehe?

Ganz für sich wollte sie ihr Geheimnis behalten, es behüten, davon zehren, aber von keinem Auge seine Heimlichkeit entweihen lassen.

Oberförster Seltmann war jetzt wieder so weit hergestellt, daß er an sonnigen Tagen gut verwahrt in der Laube vorm Hause sitzen konnte. Hier empfing er die Frühjahrssonne, die seinen alten Gliedern wohlthat, aus erster Hand. Rüstädt suchte ihn dort gelegentlich auf und berichtete ihm über den Fortgang der Kulturarbeiten. Der alte erteilte seine Anweisungen und Befehle: daß dort Hügelpflanzung gemacht werden müsse, während an einer andern Stelle Saat angezeigt sei; wo Fichte, wo Kiefer, wo Tanne hinkommen solle.

Jetzt im Frühjahr drängte die Arbeit, und Seltmann verwünschte oft genug mit kräftigen Ausdrücken sein Leiden, das ihn gerade in dieser wichtigen Zeit dem Forste fernhielt. Rüstädt übernahm gern die Beaufsichtigung der Pflanzerkolonnen. Eintönig schien es zwar, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht dazustehen und einem Haufen Weiber und halbwüchsiger Kinder auf die Finger zu sehen, daß die Entfernung der einzelnen Pflanzen genau innegehalten, die Hügel nicht zu niedrig angehäuft, die Bäumchen richtig in das Erdreich eingedrückt und die Wurzeln mit Boden bedeckt würden. Aber auch hier half ihm wieder die Freude an der Sache, welche ihm nichts unwichtig erscheinen ließ.

So hatte Rüstädt noch nie das Erwachen der Natur beobachten können wie in diesem Frühling, so aus nächster Nähe. So hatte er sich selbst noch nie

als ein Teil gefühlt der wachsenden, sich verjüngenden Welt. Die milden Lüfte umschmeichelten ihn wie die Wellen eines linden Bades, er fühlte, wie die Liebkosung eines jeden Sonnenblickes auch in ihm etwas hervorlockte: ein Keimen und Sprossen, das die Hüllen sprengen wollte, ein Pochen des Blutes, ein machtvolles Emporquellen aus dem innersten Grunde allen Seins.

Wenn sein Blick über die feinen Konturen der fernen Berge schweifte, Formen, die ihn in ihrer edeln Keuschheit oftmals entzückt hatten, dann fühlte er, daß ihn das heute nicht befriedige. Er wollte etwas ihm Näheres, eine minder kalte, nicht unerreichbare Schönheit. Und wenn abends der Ruf der Holztaube aus den Wipfeln erklang, ein langgezogener, gurrender Laut, der um Erhörung warb, dann wußte er was es sei, fühlte eine leere Stelle, ein sehnendes Verlangen, fast wie einen körperlichen Schmerz.

Was für ein Thor man doch war! In seinem Alter noch nicht über dergleichen hinaus zu sein! Und doch, was konnte der Mensch dafür, wenn auch in ihm wie in Grashalm, Baum und Tier der Frühling den Kreislauf des Lebenssaftes beschleunigte! War es ein Unrecht, die Natur ihre stillen Wunder wirken zu lassen?

*

Hellmut war zu den Osterferien eingetroffen. Er zeigte sich vom ersten Tage ab merkwürdig still und

machte nicht den Eindruck eines Jungen, der, auf vierzehn Tage vom Schulzwange befreit, im Elternhause Freiheit genießen darf.

Natürlich fiel der Mutter sein verändertes Wesen auf. Sie nahm den Jungen beiseite und fragte ihn aus. Nach einigem Zögern und Winden kam es denn heraus: er hatte keine guten Zensuren.

Mit Ach und Krach war er versetzt worden. In Aufmerksamkeit und Fleiß hatte er „ungenügend“, und in einem Briefe, den ihm sein Pensionsvater an die Eltern mitgegeben, stand zu lesen, daß Hellmut, nachdem er bisher stets Eifer an den Tag gelegt, sich im letzten Quartal auffällig zerstreut und nachlässig gezeigt habe. Zurückgeführt wurde diese Wandlung auf allzu eifriges Lesen von Indianergeschichten, die dem Jungen den Kopf völlig verdreht hätten.

Das war nun freilich schlimm! Unter Thränen versprach der Junge seiner Mutter, daß er sich in Zukunft bessern wolle. Sie war ihm nicht einen Augenblick böse, die schlechte Zensur machte auf sie nur geringen Eindruck. Aber mit Hellmut fürchtete sie sich vor dem Vater, der keinen Spaß verstand. Wie würde er die Nachricht aufnehmen, gerade jetzt, wo er besonders grillig und leicht erregt war! Die größte Angst hatte sie davor, daß sich der Oberförster wieder an seinen Verwandten, Pastor Waibel, wenden könne, der ja damals Hellmuts Entfernung aus dem Eltern-

hause veranlaßt hatte. Dieser Herr war in letzter Zeit mehr als einmal dagewesen, um den Kranken zu besuchen und zu trösten, — wie Anna, die ihm nie viel Gutes zugetraut hatte, aber stillschweigend annahm: um zu schnüffeln. Wenn sich Pastor Waibel etwa in die Sache mischte, dann wußte sie genau, daß der Ausgang für ihren Jungen schlimm sein werde.

Guter Rat war teuer. Sollte man den Brief mit seinem bösen Inhalt vielleicht zu verheimlichen suchen, bis Mutchens Ferien vorüber, damit der Zorn des Oberförsters dann nur sie treffen könne und nicht mehr das Kind? Und doch auch widerstand es ihr, den Jungen zum Mitwisser solcher Heimlichkeiten zu machen. Wenn ihr nur jemand hierin hätte einen Rat geben können!

Auch der Major merkte etwas. Das gedrückte, kopfhängerische Wesen des Knaben, der doch früher so offen und lebenslustig gewesen, fiel ihm auf. Aus Hellmut selbst war nichts herauszubekommen. Rüstädt fragte daher eines Tages die Mutter, als er ihr zufällig begegnete, darüber aus.

Anna zögerte mit der Antwort; seine Anrede kam ihr zu überraschend, verwirrte sie völlig. Und doch durchzuckte es sie freudig, daß er ihr Gelegenheit bot, ihr Herz auszuschütten. Denn im geheimen hatte sie keinen heißeren Wunsch, als sich ihm anzuvertrauen.

Wenn es einen Menschen gab, der hier helfen konnte, so war er es, er mit seinem feinen Takt, mit seiner vornehmen Herzensgüte!

Sie hatte überhaupt ihm gegenüber das Gefühl, daß er vieles in ihrem Leben zurechtrücken könne, wenn er nur wollte. Woher ihr die Zuversicht kam, wußte sie nicht, aber eines stand für sie fest: er war gütig und freundlich. Sie sah es seinen Augen an, fühlte es aus seinem Lächeln heraus, erkannte es an tausend kleinen Zügen, die nur eine Frau beobachtet: er war ein guter Mensch. Ihm konnte man Vertrauen schenken, ihm durfte man glauben. Er würde gewiß auch hierin das Rechte für sie finden!

Nachdem der erste Schreck über seine unvermutete Anrede gewichen, war ihr die Zunge gelöst. Sie sprach offener als sie es selbst jemals für möglich gehalten hätte zu ihm, über eine Angelegenheit, die doch zu den intimeren des Familienlebens gehörte.

Rüstädt nahm sofort lebhaften Anteil an der Sache. Er fühlte sich selbst in gewissem Grade schuldig an Hellmuts Mißgeschick; denn er war es ja gewesen, der dem Jungen zu Weihnachten den „Lederstrumpf" geschenkt hatte. Die Folgen thaten ihm herzlich leid. Auch die Sorge der Mutter begriff er und vermochte sie mitzufühlen. Er wünschte, wenn es irgend anging, eine harte Züchtigung von seinem jungen Freunde fernzuhalten. Aber gegen den Gedanken, dem Vater die

unangenehme Nachricht vorzuenthalten, war er durchaus eingenommen. Das würde einer Unterschlagung gleichkommen, die sich früher oder später doch bestraft machen werde. Aber er erklärte sich bereit, die Vermittlung zu übernehmen dem Oberförster gegenüber. Da er selbst ja die unschuldige Ursache gewesen zu dem Unglück, wollte er auch die Folgen auf seine Kappe nehmen. Er würde also vor den Vater treten, ihn mit dem unerfreulichen Inhalt des Briefes und der Zensur bekannt machen und, wenn nötig, das Strafgericht verhindern.

Die Dankbarkeit, welche die junge Frau an den Tag legte, erschien dem Major etwas überschwänglich. Was für sonderbare Wesen waren doch diese Frauen! Sie zitterten vor einem Nichts, das die Phantasie zu einem Ungeheuer aufgebauscht hatte; über einem drohenden Wölkchen, das sich zeigte, konnten sie alle Fassung verlieren, und die Aussicht auf eine glückliche Wendung versetzte sie sofort wieder in den siebenten Himmel.

Dem Oberförster gegenüber hatte Rüstädt keinen allzu schwierigen Stand. Seltmann war einer von denen, die für das ruhige Wort eines vernünftigen Mannes stets offene Ohren haben, während ihn die unausgeglichene Art der Frauen mit ihren Gedankensprüngen verstimmte und widerhaarig machte. Als der Major ihm die Sache auseinandergesetzt und dabei

seine eigne Mitschuld nicht übergangen hatte, fand der alte Mann gute Laune genug, zu erklären, daß er diesmal Gnade für Recht ergehen lassen wolle, da der Junge solche Fürsprache gefunden habe.

Natürlich vermehrte dieser Zwischenfall die Verehrung, welche Hellmut für den Major hegte, noch um ein Großes. Rüstädt aber beschloß, seinen Einfluß, auf das Kind zu benutzen, um es zum Guten zu leiten. Er nahm dem Jungen das Versprechen ab, sich eine Zeitlang jeder zerstreuenden Lektüre zu enthalten. Den Ehrgeiz des leicht beweglichen Knaben wußte er zu entzünden, indem er ihm ausmalte, wie erhebend das Gefühl sein werde, wenn er zum nächsten Halbjahrswechsel bessere Zensuren heimbringe, als er je zuvor gehabt. Ja, er ließ sich so weit herab, den Jungen bei den Ferienarbeiten zu unterstützen, ihm zu helfen, daß er die Scharte auswetze.

Das drohende Ungewitter hatte sich also dank dem Eingreifen des Majors in hellsten Sonnenschein verwandelt.

Dankbarer noch als das Kind war ihm die Mutter, die ihren Glauben bestätigt gefunden hatte.

*

Einer der Unterförster des Quellenhayner Forstes feierte die silberne Hochzeit. Oberförster Seltmann

wünschte, daß seine Frau für ihn dazu gehen solle, da er selbst noch nicht so weit hergestellt war, um sich die Teilnahme an einem solchen Feste zu gestatten.

Anna ging ungern; sie wußte, welcher Art die Geselligkeit sei, die sie dort zu erwarten hatte. Sie war mit den Frauen der Forstleute ringsum nie recht warm geworden, und der derbe Ton, der unter den Männern herrschte, war ihr ein Greuel.

Auch Major von Rüstädt war eingeladen worden. Er hatte angenommen, weniger der Unterhaltung wegen, an der ihm nichts gelegen war, als in dem Wunsche, bei dieser Gelegenheit einmal die Vertreter der grünen Farbe in zwangloser Weise kennen zu lernen.

Es war an einem Sonntag. Hellmut war bereits aus den Ferien in die Schule zurückgekehrt. Anna ließ sich von Schrupper fahren. Rüstädt, dem ein Platz im Wagen angeboten worden, zog es vor, bei herrlichem Frühjahrswetter zu Fuß zu gehen. Er kannte die alte Chaise zur Genüge und wußte, das auf schlechten Waldwegen darin zu kutschieren kein Vergnügen sei. Auch scheute er sich vor einer stundenlangen Fahrt in Gesellschaft der Frau Oberförster. Die Sache konnte ihre Längen bekommen, denn viel zu sagen hatte man sich ja doch nicht.

So ein einsamer Gang durch den Wald, allein mit Unkas, der nicht störte, beim Genießen eines schönen

Bildes nicht durch das weibliche „Ach, wie reizend!“ aus jeder Stimmung geworfen — das war sein Glück, seine Leidenschaft. Er kannte in seiner gegenwärtigen Verfassung keinen innigeren Wunsch, als den Rest des Lebens in dieser beschaulichen, einfachen Weise zu verbringen, unbelästigt durch die komplizierten Ansprüche, welche die große Welt da draußen an einen stellte, ungestört auch durch Begierden, die das Gemüt beunruhigten und verwirrten. —

Rüstädt kam als Letzter der Geladenen. Er fürchtete beinahe, daß man auf ihn gewartet habe. In einem nicht allzu großen Zimmer, wie es eine Försterei eben bietet, fand er eine für den Raum viel zu zahlreiche Gesellschaft versammelt. Meist waren es Forstleute mit ihren Ehehälften. Männer, denen Gesundheit und Abhärtung aus dem wettergebräunten Angesicht strahlte; stattlich und schmuck nahmen sie sich aus in ihren grünen Uniformen. Rüstädt und Pastor Waibel waren die einzigen Schwarzröcke in der Gesellschaft.

Man hatte Herrn von Rüstädt den Ehrenplatz gegeben, neben der Silberbraut. Ihm zur Linken war die Frau Pastorin gesetzt worden. Man saß sehr eng und seinem Gegenüber nahe an einem schmalen Tische, der sich durch die offene Thür ins Nebenzimmer erstreckte.

Die Unterhaltung war von vornherein laut. Zwischen den einzelnen Gerichten gab es lange Pausen,

die von den Gästen dazu benutzt wurden, manchen mehr oder weniger launigen Trinkspruch auszubringen. Besonders Ausgiebiges leistete darin der geistliche Herr, der gleich nach der Suppe das Jubelpaar hatte leben lassen und nun bei jedem weiteren Gange mindestens eine Rede hielt. Auch der Major fiel ihm zum Opfer, den er als einen „aus der auserlesenen Zahl der wenigen Begünstigten, den Stufen des Thrones nahe Stehenden" bezeichnete. Rüstädt war von solchem Ruhme wenig angenehm berührt.

Noch unangenehmer aber wurde ihm das Verhalten seiner Nachbarin, der Gattin des Geistlichen. Diese Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, von Herrn von Rüstädt zu erfahren, warum er den Hofdienst quittiert habe.

Der Major versuchte, um so indiskreten Ausforschungen zu entgehen, ein Gespräch mit der Hausfrau zu seiner Rechten anzuknüpfen; aber das war nicht so leicht, denn diese gute Frau befand sich in steter Sorge um den Gang des Mahles. Bald fürchtete sie, daß eines von den Mädchen eine Schüssel fallen lassen könne, dann wieder war sie in Angst, daß ein Gericht nicht zureichen werde. Ein paarmal während des Essens stand sie auf, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen.

Mit solchem Quecksilber eine Unterhaltung in Fluß zu halten, war schwer, und so fiel denn Rüstädt immer

wieder der redseligen Pastorin zum Opfer. Sie begann über Seltmanns zu sprechen, die sie ja als Verwandte ihres Mannes genau kenne. Die Dame verbreitete sich über frühere und jetzige Vorgänge im Quellenhayner Forsthause, über das sie äußerst genau unterrichtet schien. Haarklein erzählte sie Annas Vorgeschichte, nach der niemand sie gefragt hatte, schilderte das Leben in Annas Elternhause, das sie als leichtfertig und üppig bezeichnete, die Hoffahrt des jungen Dinges, das mit mehr als einem Manne kokettiert habe. Dann war der plötzliche Tod des Vaters gekommen, mit dem pekuniären Zusammenbruche im Gefolge. Nun waren die Freier natürlich weggeblieben. Anna mußte Gott danken, daß Seltmann sie schließlich noch zur Frau genommen. Statt aber dafür dankbar zu sein, spiele sie die Hochmütige. Mit niemanden in der Gegend habe sie Verkehr, nichts sei gut genug für sie, ihren Jungen verziehe sie, dem Oberförster mache sie das Leben schwer.

Rüstädt hatte wiederholt versucht, der giftigen Klatschsucht dieser Dame Einhalt zu thun — vergeblich! Die Worte flossen ihr, in halblautem Getuschel, wie Honigseim von den Lippen. Bei dem lauten Durcheinandersprechen, dem Klappern von Messern, Tellern und Gläsern stand nicht zu befürchten, daß jemand sie hören werde. Aber wie alle feinfühlenden Menschen empfand auch Rüstädt ein starkes Gefühl der Be-

schämung für jedes Zeugnis niedriger Gesinnung, das andre ihm gegenüber an den Tag legten. Das, was er hier über Frau Seltmann zu hören bekam, ließ ihn völlig unbeeinflußt; er glaubte der Erzählerin nicht, der Grund ihrer Entrüstung war zu durchsichtig.

Im Gegenteil, in dieser Beleuchtung gesehen, erschien ihm Anna nur um so sympathischer. Die Ärmste! Jetzt verstand er ihre Abneigung gegen das Leben hier, gegen ihre Umgebung. Sie war eine ganz andre Atmosphäre gewöhnt, war eine Pflanze, die, an einen rauhen Standort verpflanzt, nicht gedeihen konnte.

Unwillkürlich schweifte sein Blick nach der Richtung hin, wo Anna saß. Nein, wirklich, sie paßte nicht in diese Umgebung! Offenbar litt sie unter dem Lärmen und den derben Späßen, die jetzt, wo der Wein die Zungen zu lösen begann, sich ungeniert hervorwagten.

Man konnte Frau Anna nicht nachsagen, daß sie übertrieben elegant gewesen sei, und von der Hoffahrt und Eitelkeit, welche die Pastorin ihr nachsagte, sah man nichts an ihrem äußeren Menschen; aber doch stach sie von ihrer Umgebung stark ab. Für ihre zarten Farben und den feinen Schnitt ihres niedlichen Köpfchens bildeten die Erscheinungen der sicherlich seelensguten, aber herzlich plumpen Förstersfrauen mit ihren geröteten Wangen und plumpen Taillen den denkbar günstigsten Gegensatz.

Mit einem Male fühlte Rüstädt ein starkes Interesse in sich erwachen für dieses Wesen. Schade! — Unwillkürlich ergriff ihn Bedauern, daß so viel Anmut ungenossen verkümmern solle.

Das Mahl zog sich noch lange hin, und der spätere Nachmittag kam heran, ehe man ans Aufstehen dachte.

Rüstädt bemerkte, daß Anna angegriffen aussah. Ihm selbst war auch nicht gut zu Mute; der Wein war nicht zum besten gewesen, und die Luft wurde nachgerade unerträglich. Er trat zu der jungen Frau und fragte sie, ob er etwas für sie thun könne. Anna bat, er möge ihr den Wagen bestellen. Sofort machte sich Rüstädt daran, Schrupper zu suchen.

Der war nicht so leicht zu finden. Pferd und Wagen hatte er, da bei dem Försterhause keine Ausspannung war, eine halbe Stunde entfernt im nächsten Dorfgasthofe untergebracht. Schrupper selbst wurde schließlich in der Küche entdeckt, wo er sich's bei Essen und Trinken hatte gut sein lassen. Sein dunkelroter Kopf, die lallende Sprache und der unsichere Gang ließen keinen Zweifel aufkommen, in welchem Zustande er sich befand.

Der Major ließ Frau Seltmann nicht im Unklaren darüber, wie es um ihren Kutscher stehe; er konnte unmöglich dazu raten, sich Schrupper anzuvertrauen.

„Dann gehe ich zu Fuß; es ist ja noch Tag!“ rief Anna.

„Wenn Sie gestatten, werde ich sie begleiten,“ sagte Rüstädt.

Anna errötete, erwiderte jedoch nichts. Der Major schloß daraus, daß sein Vorschlag angenommen sei.

Man zögerte nicht lange mit der Ausführung, denn Rüstädt rechnete aus, daß sie gerade noch vor Anbruch der Dunkelheit die Oberförsterei erreichen könnten. Er verabschiedete sich von Wirten und Gästen, pfiff Unkas heran und schritt bald darauf neben der jungen Frau fürbaß durch den Wald.

Anfangs schwiegen sie beide, Anna bedrückt durch das Alleinsein mit ihm. Dann fing der Major an zu plaudern, von Hellmut sprach er und was der Junge jetzt wohl treiben möge. Im Anschlusse daran erzählte er ein paar lustige Streiche aus seiner Schülerzeit. Bald hatte er die Genugthuung, die junge Frau munter lachen zu hören.

Auch ihr war auf einmal die Zunge gelöst. Sie sprach über die Gesellschaft, die man eben verlassen hatte, machte sich sogar ein wenig lustig über Ton und Manieren, die dort geherrscht, und erzählte, nicht minder boshaft als die Frau Pastorin, daß die gute Frau Waibel kein Dienstmädchen länger als ein Vierteljahr in ihrem Pfarrhause zu halten vermöge.

Rüstädt glaubte eine ganz andre Person vor sich zu haben. Sicherlich, das war nicht die Anna, die bei Tisch mit ihren leidenden, nervös gespannten Zügen

sein Mitleid wachgerufen hatte. Aber sie gefiel ihm auch so, in diesem natürlichen Gewande, wie sie der weiblichen Klatschsucht munter ihren Zoll entrichtete.

Der Weg ging bergab, bergauf, durch wechselnde Bestände. Hie und da gestattete eine Schneise oder ein Durchhieb, wie durch ein Guckloch, überraschenden Ausblick.

Der Frühling war nun ganz ins Land gekommen. Nicht mehr der Vorfrühling war es, der in karger Sprödigkeit mit seinen Gaben geizt; der volle, sieghafte Lenz hatte Einzug gehalten, hatte sein Füllhorn in der Gebelaune eines jungen reichen Fürsten ausgeschüttet. Die Fluren drunten im Thal prangten wie ein vielfarbiges Mosaik, in der Ferne tauchte hie und da die blaue Masse eines Berges auf, und all das in der würdigen Umrahmung des Forstes.

Aber auch der Wald fing an, sich zu schmücken; ein ernster Mann, der sich doch auch einmal Blüten ins Haar flicht. Fichte und Tanne standen dicht behangen mit lichtgrünem Maiwuchs. Am Boden leuchtete es von Moosen, Kräutern und Farnen. Der Waldmeister breitete seine blühenden Matten über die braunrote Laubstreu vom Jahre zuvor. Wie die imposante Gewalt eines Männerchors den süßen Zauber der Frauenstimme doppelt zur Geltung bringt, so stand dort mitten im dunkeln Tannenforst eine Gruppe Buchen mit silberigen Stämmen im zartesten Duft

ihrer jungen Blätter. Wie Kerzen funkelten die gelben Blüten des Ahorns. Die Birke war schon ganz in ein grün schillerndes Wölkchen gehüllt. Und all diese Triebe dufteten würzig und stark. Die Luft schien geschwängert von Kraft und Lebenslust.

Die Sonne stand tief, und im dichten Holze herrschten bereits die Schatten der Dämmerung. In ihrer ganzen Glorie leuchtete dann die Scheidende auf, wenn sie in einer Lücke zwischen den Stämmen auftauchte. Unwillkürlich waren die beiden wieder schweigsam geworden, gepackt von der Größe der wechselnden Bilder.

Anna hatte diesen Weg schon einigemal, meist in Gesellschaft ihres Mannes, zurückgelegt. Aber es war ihr, als gehe sie ihn heut zum erstenmal. Jetzt wußte sie mit einem Male, daß die Welt schön sei, schön und voller Wunder. Nie hatte sie bisher geahnt, was Frühling sei; eine Jahreszeit war so ziemlich für sie gewesen wie die andre. Jetzt empfand auch sie den Rausch, der aus all diesen die Welt erneuernden Säften und Düften aufstieg. Ihr Herz klopfte, im Fieber der Spannung. Irgend etwas mußte sich ereignen, etwas Unerhörtes. Sie stand in gläubiger Erwartung eines Außergewöhnlichen, das in ihr Leben treten sollte, alles von Grund aus umgestaltend, wie hier der Frühling die ganze Welt verjüngt hatte.

Die Sonne war untergegangen. Aus der Dämmerung wurde Dunkelheit. Nur über dem Wege der Streifen Himmel, an dem jetzt allmählich die Sterne still leuchtend hervortraten, blieb heller. Zu beiden Seiten lag eine dunkle Wand: der Forst.

Rüstädt hatte sich verrechnet. Am Morgen war ihm der Weg viel kürzer erschienen, man würde spät zu Haus sein, — aber er bereute es nicht.

Der Abend war mild. Noch bedäubender fast wie am Tage dufteten Blumen und Blätter. Stimmen, die im Lichte geschwiegen, wurden laut. Dort ließ ein Nachtvogel seinen melancholischen Ruf erschallen; ein Rehbock, der im Holze gestanden, schreckte plötzlich mit tiefer, fast menschlicher Stimme dicht neben dem Wege und polterte davon. Über der Waldwiese lagen dichte Nebelschwaden. Ein unheimlicher Ort war das, mit einem weit bekannten alten Wahrzeichen. Ein Stein stand errichtet, darauf zwei verschlungene Herzen eingegraben unter einem Kreuz. Ein Forstmann, so ging die Sage, dem die Frau untreu geworden, hatte sich hier an ihr und ihrem Liebhaber gerächt.

Schweigend gingen Rüstädt und Anna hier vorbei, sich getrennt zu beiden Seiten des Weges haltend. Ein Fichtendickicht kam; wieder tiefe Dunkelheit. Man war jetzt schon auf Quellenhayner Grund, in einer halben Stunde mußte man zu Hause sein. Unkas, der bis dahin still neben seinem Herrn hergeschritten war,

begann plötzlich leise zu knurren, als wittere er Verdächtiges, und schlug dann kurz an.

Anna eilte zum Major und ergriff seinen Arm. „Es ist nichts!“ sagte er. „Haben Sie keine Angst.“ Dabei umfaßte er aber doch seinen Stock fester.

Der Hund beruhigte sich wieder. Eine kurze Weile ließ die Frau ihren Arm in dem seinen. Er fühlte, wie ihre Hand zitterte. Für einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, diese kleine Hand zu ergreifen und an sein Herz zu drücken. Aber es war eine Aufwallung, die ebenso schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war. Er redete ihr vielmehr zu, wie man einem hilflosen Kinde zuredet, das sich im Dunkeln fürchtet.

Anna schritt neben ihm gesenkten Hauptes. Wie wohl das that! Wenn man hätte so wandern können, immer fort, weit weg! —

Der Gedanke, jetzt in ihr Haus zurückzukehren, schien ihr unmöglich. Ins Elend zurück! Den nüchternen Tagesdienst häuslicher Pflichten genau wieder da antreten, wo sie ihn verlassen. —

Nein, sicherlich, zwischen hier und der Oberförsterei mußte sich etwas ereignen. Das Große, auf das sie wartete, würde geschehen! Der neben ihr, zu dem sie ein Vertrauen hegte ohne Grenzen, würde ein Wort sprechen, eine That thun; ihm war ja alles möglich!

Und hätte er plötzlich einen Zaubermantel entfaltet, der sie beide davongetragen in himmlische Gefilde, er sollte sie bereit gefunden haben. Nicht gewehrt hätte sie sich, einfach sich hingegeben, mit selig zu ihm aufgerichtetem Blicke.

Rüstädt ahnte nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Er hörte zwar ihr schnelleres Atmen, fühlte den Druck ihrer Hand fast krampfartig auf seinem Arme. Alles das schrieb er auf Rechnung ihrer Ängstlichkeit. Er bemitleidete sie wirklich, und noch viel weniger als vorher konnte es ihm beikommen, ihre Schwäche auszunutzen.

Als sich die Bäume teilten und man an den Rand der Feldmark kam, von der die Oberförsterei umgeben lag, blieb der Major stehen und sagte in dem Gefühl, einer Verantwortung enthoben zu sein, unwillkürlich aufatmend: „Da wären wir! Sie werden auch froh sein, wieder zu Ihrem Manne zu kommen."

Mit jähem Rucke ließ Anna den Arm ihres Begleiters fahren. Hastig, so daß er ihr kaum zu folgen vermochte, eilte sie dem Hause zu.

VI.

Rüstädt konnte sich nicht länger darüber täuschen: er wurde geliebt. Tausend Kleinigkeiten bestätigten es ihm. Ihr verschämtes Erröten, wenn sie einander im Hause begegneten, die Art, wie sie ihn zu meiden suchte, um doch immer wieder in seine Nähe gezogen zu werden, die verstohlenen Blicke, die er plötzlich auf sich gerichtet fühlte, wenn er jetzt wieder mit dem Ehepaare zu Tisch niedersaß, und ihre Verwirrung, wenn er sie bei solchem Blicke ertappte.

Es ist etwas Außerordentliches für den Mann, das Erkennen, daß ein Weib ihn liebt. Wie ein starker Wein wirkt es, das Blut tief erwärmend, ja um vieles berauschender noch, dieses Bewußtsein, daß ein andres Sein sich mit dem deinen zu vereinen begehrt. Das löst im männlichen Empfinden ein Triumphgefühl, dem nichts gleichkommt.

Und gerade, daß er so gar nichts dazu gethan, daß diese Liebe über ihn gekommen war wie ein Naturereignis, jäh und überraschend, das machte sie ihm zum ergreifenden Wunder. Bei allen bisherigen Liebesverhältnissen war er der begehrende Teil gewesen; hier bot sich ihm ein Wesen an, für dessen Lieblichkeit ihm die Augen erst eigentlich aufgingen, da er ihrer Neigung gewahr wurde. Wie eine Blume, die am Wege steht und spricht: ich bin da! Sollte er vorüber-

schreiten, an sich haltend, sittlich stark wohl, aber auch um ein Glück ärmer, wie ihm wohl noch keines so verlockend gewinkt hatte?

Er stand in dem Alter, wo man sich nicht mehr mit der Keckheit des Jünglings in ein Liebesabenteuer stürzt. Das Leben hatte ihm ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit anerzogen. Er wußte, daß jede That Folgen hat, und daß nirgends genauere Abrechnung gehalten wird als in Liebesdingen. Er wußte auch, daß der entfesselten Leidenschaft Zaum und Zügel anzulegen, unmöglich ist. War der Zunder einmal entzündet, dann flammte der Stoß in rücksichtsloser Flamme auf. Hier gab es nur ein Entweder — Oder: Hingabe oder Flucht.

Aber sein Alter und seine gereifte Erfahrung wurden auch wieder zum Fallstrick für ihn. Die Erinnerung an Genossenes begleitete ihn auf Schritt und Tritt, ein melancholisches und doch erwärmendes Gefühl, wie man es wohl hat, wenn man in alten Büchern eingepreßte Blumen findet und entdeckt, daß sie doch noch einen schwachen Duft ausströmen.

Sollte er denn wirklich verzichten auf dieses Süßeste, was die Erde bot? Das Leben schien so arm ohnedem! Wahrlich, dann war das Alter wirklich angebrochen mit seiner grauen Langweile, wenn man auf die Gefühle verzichtete, die einem wie keine andern Kraft, Eigenart und Persönlichkeit zum Bewußtsein brachten.

Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, sich der Versuchung durch die Flucht zu entziehen. Die Gelegenheit, jetzt hier abzuschließen, war gerade günstig, wo die Kulturarbeiten beendet waren. Er hatte nun alles, was es im praktischen Forstbetrieb gab, kennen gelernt, und das war ja sein ursprünglicher Plan gewesen. Freilich lautete sein Kontrakt mit Oberförster Seltmann auf ein Jahr, aber sicherlich konnte der ohne große Schwierigkeiten gelöst werden.

Aber es war ihm doch nicht recht ernst mit dem Plane, zu verreisen. Wo sollte er auch hingehen? Etwa auf die Akademie zurück? Das Semester hatte ja schon vor einiger Zeit begonnen! Und dann graute ihm auch vor dem Hörsaale, nachdem er den lebendigen Wald kennen gelernt hatte. Noch nie glaubte er die Natur so verstanden zu haben wie in diesem Frühling. Warum jetzt gerade gehen, jetzt, wo das Leben sein schönstes Fest feierte? Noch ein paar Wochen wenigstens, nur ein paar Wochen!

So wurde nichts aus der Abreise.

Seitdem der Oberförster wieder die Revierverwaltung selbst in die Hand genommen hatte, gab es für Rüstädt draußen nicht mehr viel zu thun. Er hätte, um seine Zeit auszunutzen, zu den schriftlichen Arbeiten zurückkehren müssen, die er ganz hatte liegen lassen. Aber die Forstregister und Tabellen mit ihren trockenen Zahlenreihen wollten ihm jetzt nicht mehr recht munden.

Er war zerstreut, seine Gedanken irrlichtelierten umher, es schien unmöglich, sie zu geordneter Geistesarbeit zusammenzufassen.

Knabenhafte Neigungen kamen über den gereiften Mann. Er begann planlos durch Wald und Flur zu schweifen wie ein verliebter Jüngling. Irgendwo im Moose oder Grase, am Bachrand auf der Wiese warf er sich nieder. Auf dem Rücken liegend, konnte er stundenlang dem Treiben der Wolken, ihrem langsamen Ineinander-aufgehen und Sich-verschieben zuschauen. Oder er pflückte Blumen, warf sie ins Wasser und sah ihnen nach, wie die einen schnell davongetragen wurden im Wirbel, die andern irgendwo in einer Krümme des Laufes hängen blieben. Nur einen Begleiter hatte er bei seinen Fahrten: Unkas, der seinen Herrn aus klugen Augen mit unverwandt zärtlichem und ergebenem Blicke ansah, als verstehe und billige er alles, auch diese Thorheiten.

Oberförster Seltmann hatte jetzt, wo der Rehbock geschossen werden durfte, seine abendlichen Ausgänge zu Birsch und Anstand wieder aufgenommen. Den Major hatte der schußneidische Alte auch jetzt noch nicht aufgefordert, ihn zu begleiten.

Aber auch Rüstädt blieb des Abends nicht in der Oberförsterei. Er fürchtete sich dort, es war ihm, als brenne ihm da der Boden unter den Füßen. Nein, nicht allein sein mit ihr unter einem Dache an diesen

linden, den Sinnen schmeichelnden Frühsommerabenden!

Vielmehr ging er ins Freie, nicht allzu weit weg von der Oberförsterei. Sein Lieblingsplatz war eine Waldbank, die am Rande einer großen Kultur errichtet war. Dort saß er stundenlang, belauschte den Gesang der Vögel, das Schwirren der Insekten, das friedliche Äsen des Wildes, bis der hereinsinkende Abend alle Stimmen zum Schweigen brachte und der Mond über den gezackten Wipfeln der Fichten aufstieg.

Eines Abends, als er von dort zurückkehrte, begegnete ihm im Dunkel eines schmalen Waldsteiges ein menschliches Wesen. Es mußte jemand vom Forsthause sein, denn Unkas eilte schwanzwedelnd voraus, als habe er die Witterung eines Bekannten. Erst als die Gestalt dicht vor ihm war, erkannte Rüstädt, daß es Anna sei. Sie hielt das Gesicht unter einem bunten Tuche verwahrt.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus; Anna hätte er zu allerletzt hier erwartet. Er wußte, daß sie nachts nicht ins Freie ging.

Unwillkürlich blieb er stehen, und auch sie machte Halt. „Ich denke, Sie fürchten sich um diese Zeit im Walde?“ sagte er fast spöttisch.

„Ich! — O nein!“ erwiderte sie und lachte verlegen.

„Wo wollten Sie denn hin, Frau Seltmann?“

Sie zögerte mit der Antwort. Dann meinte sie: sie habe nur ihrem Manne ein wenig entgegengehen wollen, der jeden Augenblick vom Anstand heimkehren müsse. Er wußte sofort, daß sie nicht die Wahrheit sprach, ihr Ton verriet sie, und zum Überfluß hatte er den Oberförster nach einer ganz andern Richtung ausgehen sehen. Ihn suchte sie also nicht.

Freudiger Schreck durchzuckte ihn, versetzte ihm den Atem.

Langsam schritten sie den schmalen Steig hinab, nach dem Forsthause zu, Seite an Seite. Es war ganz dunkel, vor ihm leuchtete der Ausgang, ein ferner, lichter, runder Fleck. Rüstädt wußte, daß die Entscheidung fallen müsse, ehe sie das Ende des Ganges erreicht haben würden. Ein leichter Schauer, wie ein Fieber, lief ihm in der schwülen Luft vom Wirbel bis zur Zehe. Keines sprach ein Wort; es war, als höre man die Herzen durch die Nachtstille klopfen.

Schon wurde das helle Thor vor ihnen weiter. Man sah die Landschaft draußen im Silber des Mondscheins gebreitet. Da beugte er sich zu ihr hinab; ihr Mund kam ihm auf halbem Wege entgegen. Ein kurzes, heißes Umfangen und ebenso schnelles Losreißen. Einige hastig gestammelte, unverstandene Laute.

So kommen sie an den Waldesrand, wo die Dunkelheit allzu jäh dem tageshellen Lichte des Vollmonds weicht. Unvermittelt machen sie Halt, sehen einander

in die bleichen Gesichter. Unkas steht vor ihnen und blickt sie aus menschenklugen Augen an. Sie schämen sich vor dem Tiere.

Das Forsthaus ist nicht weit. Jetzt hört man Stimmen von dort. Der Oberförster ist deutlich herauszuerkennen. Wie 's scheint, hat er gute Beute gemacht; man kann's aus seinem freudig erregten Sprechen schließen.

Wie auf Verabredung trennen sich Anna und Rüstädt, ohne Gruß. Sie eilt dem Hause zu, er in den Wald zurück.

*

Der nächste Morgen fand den Major noch spät im Bette. Er hatte eine wunderliche Nacht hinter sich. Bis zum Beginn des Morgengrauens war er im Walde umhergerannt, ohne Weg und Steg. Dann, um überhaupt in das Forsthaus zu gelangen, hatte er müssen Schrupper wecken, der ihm die Hausthür öffnete. Auf Zehen hatte er sich in sein Zimmer geschlichen. Aber obgleich von Erregung und Anstrengung erschöpft, fand er doch keinen Schlummer. Aus einer Stimmung stürzte er in die andre. Seine Phantasie malte ihm die lieblichsten Bilder vor; aber immer wieder erhob die Vernunft warnend dagegen den Finger. Unbehagen und Selbstvorwürfe behielten schließlich die Oberhand.

Von fieberhafter Unruhe gequält, wälzte er sich auf seinem Lager, bis ihn ein bleierner Schlummer von allem Grübeln befreite.

Als er aufwachte, kam ihm das Erlebnis vom Abend zuvor wie ein Traum vor, und nicht einmal wie ein angenehmer. Die Sonne schien an den weißen Vorhängen vorbei hell ins Zimmer; alles sah so blank aus. Er dehnte sich und rieb sich den Kopf.

Also wieder mal ein Liebesabenteuer! Daß ihm alten Kerl noch so etwas widerfahren sollte! Er konnte es nicht ändern, er mußte vor sich hinlachen. Nein, eigentlich war das doch zu verrückt! Wiederholt den Kopf schüttelnd, kleidete er sich an.

Als er seinen Thee getrunken und sich die erste Cigarette angezündet hatte, sagte er sich, daß er nun vernünftig sein müsse. Es galt Kriegsrat halten mit sich selbst.

Die schwüle Nachtstimmung war verflogen bis auf den letzten Rest, als ob die helle Morgensonne sie aufgesogen hätte. Zur Nüchternheit des Tages erwacht, sah er die Lage völlig klar: eine verheiratete Frau liebte ihn, und er liebte sie bis zu einem gewissen Grade. Die Gelegenheit war zur Versucherin geworden. Nur dem Zufall verdankten sie, daß nichts geschehen, was nicht ungeschehen zu machen wäre. So würde es nicht wieder abgehen! Darin kannte er sich zu genau. Die arme kleine Frau! Sie spielte mit dem Feuer.

Sie hatte keine Erfahrung. Kopflos stürzte sie sich in ein Abenteuer, aus dem sie unversehrt nicht herauskommen konnte. Er, der Erfahrene, mußte den Kopf kühl behalten, auch für sie mit. Es wäre Schmach gewesen, ihre Arglosigkeit auszunutzen.

Nein, das wollte er ihr nicht anthun!

Er kam sich selbst sehr edelmütig vor. Wirklich, anständiger als er konnte man nicht gut handeln. Eine solche Gelegenheit nicht benutzen! Vielleicht war es übertriebene Gewissenhaftigkeit. Wie mancher würde ihn als einen Thoren verlachen!

Er wollte also das Feld räumen. Die Sache sollte in völlig unauffälliger Weise bewerkstelligt werden. Dem Oberförster würde er sagen, er habe einen wichtigen Brief erhalten, der ihn zu einer Reise nötige. Dann wollte er das übrige von auswärts schriftlich abmachen, seine Schuld berichtigen und sich seine Sachen nachkommen lassen.

Sofort fing er an, sich an die Vorbereitung dieses Planes zu machen, begann Papiere auszusuchen und zu verpacken. Das Mittagessen ließ er sich aufs Zimmer kommen unter dem Vorwande, nicht ganz wohl zu sein; in Wahrheit, um Anna nicht unter die Augen zu kommen. Nachmittags ging er aus, um auf der Posthilfsstelle seine Briefe und Zeitungen umzubestellen. Von diesem Gange zurückkehrend, wollte er dem Oberförster seine Absicht, abzureisen, mitteilen. Doch fand es sich,

daß dieser bereits zur Birsch ausgefahren war. Rüstädt begab sich daher auf sein Zimmer und fuhr im Ordnen seiner Siebensachen fort.

Er war noch nicht lange dabei, als sich unversehens die Thür aufthat und die Hausfrau eintrat.

Anna erschrak, als sie in dem dämmerigen Raume den Major erblickte. Mit bestürzter Miene stand sie auf der Schwelle. Einen Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, zu verstecken, fand sie nicht die Geistesgegenwart.

Die Blumen verrieten Rüstädt alles.

„Das ist ja wunderschön!“ rief er und nahm Anna die Blumen ab. Dann lief er hastig, ein Glas zu holen, goß Wasser ein und steckte die Blumen da hinein. Vor Erregung war er ganz linkisch.

Unerhört! Sie suchte ihn auf in seinem Zimmer! Um diese Stunde, wo ihr Mann in sicherer Entfernung war.

Die Hand zitterte ihm, während er den Blumen Wasser gab; er goß über, achtete nicht darauf. Es waren bescheidene Sommerblumen, wie sie in dem Gärtchen der Oberförsterei blühten.

Anna stand noch immer an der Thür, lehnte am Pfosten mit schlaff herabhängenden Armen. Er sah nur ihren Scheitel, denn ihr Haupt war zur Brust herabgesunken. Wenn sie ein Wort gesagt hätte, wenn sie geklagt, auch nur still geweint hätte, dann wäre

der Zauber gebrochen gewesen. Nichts konnte ihn gewaltiger ergreifen als diese stumme Ergebung.

Ihre Haltung sagte ihm: „Ich bin hier, ich kann nicht anders! Ich schäme mich, ich fürchte mich vor dir, aber meine Liebe ist stärker. Ich bin dein!"

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, unwillkürlich, nur um dem Überschwall der Gefühle eine Ableitung zu geben. Er wußte, er stand im entscheidenden Augenblick. Wie in einen Strudel fühlte er sich hineingezogen. Seiner selbst bewußt und doch unter einem Banne, handelte er in jener unheimlichen, hellseherischen Klarheit, wie wir sie in Träumen oder in großen Gefahren entwickeln.

So trat er auf sie zu, mit lächelndem Angesicht, mit Gebärden, die voller Weihe waren. Leicht strich er ihr über das Haar und richtete ihr das gesenkte Haupt auf. Der Blick, den sie zu ihm emporschickte, kam wie aus weiter Ferne, aus unendlicher Tiefe. Langsam legte sie ihm die Hände um den Nacken und zog ihn an sich.

*

Für Anna ging mit diesem Tage ein neues Leben an. Das wirklich Entscheidende im Dasein der Frau, die große Liebe, war für sie erwacht. Zwecklos und haltlos, ein flatterndes Blatt im Winde, hatte sie sich

von wechselnden Ereignissen und Einflüssen dahin und dorthin wenden lassen, jetzt — so schien es ihr — hatte sie einen Ruhepunkt gefunden. Ihr Leben, meinte sie, habe von Anfang an diesem einen Ziele zugestrebt. Kein ängstliches Umhertappen gab es nun mehr, kein unfruchtbares Sehnen im Zwielicht dunkler Gefühle; die Sonne war aufgegangen, unter der fortan ihre Tage dahingehen würden.

Sie war merkwürdig ruhig geworden. Scheu und unsicher war sie bisher gewesen in ihren Handlungen, hatte gezittert in Furcht, wenn sie ihren Gatten in Kleinigkeiten hinterging; und nun in diesem Schwersten, das eine Frau einem Manne anthun kann, zeigte sie überlegene Vorsicht. Die Kühnheit des Nachtwandlers schien ihren Fuß zu leiten.

Anna hatte das Stubenmädchen entlassen, da ihr die neugierigen Augen der Person unbequem waren. Die alte Franziska, deren Sturz sie selbst im Herbst zuvor veranlaßt hatte, wurde jetzt wieder zu Gnaden angenommen. Von der war keine Indiskretion zu befürchten; denn die sah nicht rechts, nicht links von ihrer Arbeit weg.

Und dazu erleichterte der Oberförster in seiner Arglosigkeit den beiden die Gelegenheit. Seiner neu erstarkten Gesundheit sich erfreuend, war er den ganzen Tag im Revier, unternahm weite Ausfahrten, die Unterbeamten kontrollierend, und ging des Abends auf den Rehbock. Seltmann lachte den Major aus, nannte

ihn einen „Stubenhocker“ und „Professor“, weil er ihn in seinem Zimmer in Forstjournale, Revierkarten und Holztabellen vergraben glaubte.

Inzwischen lebten die beiden in den Tag hinein, sorglos bis zum Übermut, von dem starken Tranke junger Leidenschaft berauscht. Das Glück hatte in Anna selbst das mütterliche Gewissen zum Schweigen gebracht. Sie vermochte an ihren Jungen zu denken, ohne zu erröten. Was sie früher geliebt, liebte sie jetzt um so viel inniger. Alles hatte ja neuen Wert für sie bekommen, die ganze Welt sah sie in andern und stärkeren Farben.

Sie war dieselbe geblieben und doch eine andre geworden. Jene Anna, die als Mädchen ein heiteres, sorgloses Leben genußfroh im elterlichen Hause zugebracht, war wieder in ihr erwacht. Als habe sie zehn Jahre geschlummert, — und nun war ein Prinz gekommen, der sie erweckt aus ihrem Zauberschlaf, als wären die Jahre bisher nur ein böser Traum gewesen, so lachte der sonnige Morgen, der jetzt strahlte, sie an. Nichts hatte sie eingebüßt an Jugend, Spannkraft und Schönheit. Alle ihre Triebe hatten knospenhaft geschlummert unter dem Schnee des Winters und brachen, geweckt durch die Liebkosungen des Lenzes, zur vollen Blüte auf. Es war nicht jenes bräutlich verschämte Knospen, jenes scheue Lugen der Triebe im Vorfrühling, es war das bewußte Ausbrechen der

Sommerpracht, wo Blatt und Frucht zugleich den Baum schmücken und die nahende Reife künden.

Und die Natur war den beiden günstig gesinnt. Kurz nur währt der Sommer hier oben; das schienen die Bäume, Blumen und Vögel wohl zu wissen. Aber in ihrem Rausche ließen sie sich nicht beirren, wenn auch der Herbst bald kommen mußte. Sie blühten und jubelten und machten Feiertag, gerade weil dem einen Sonntag sechs nüchterne Wochentage folgen mußten.

Nun hatte auch Anna den Weg gefunden zur Natur. Mit einemmal war ihr der Zauber des Waldes aufgegangen, in dem sie zehn Jahre lang gelebt mit verschlossenen Augen. Jetzt war das Märchen entzaubert. Sie sah die Pracht der mächtigen, von tausend Säulen gebildeten Hallen, das luftig gewölbte Dach darüber, die schillernden Fliesen des Bodens, die leuchtenden Fenster, durch welche die Lichtwellen ungehindert aus- und einflossen.

Der Sinn für die Schönheit des Kleinen und Kleinsten erwachte in ihr. Wie liebte sie auf einmal all die harmlosen Lebewesen um sie her in Luft und Erdreich, deren Dasein sie vordem kaum beachtet hatte. Mit kindlicher Freude beobachtete sie das Wibbeln und Kribbeln zu ihren Füßen, das Schießen und Sprießen an Baum und Strauch. Entzückt lauschte sie dem Jubilieren der Vögel unter dem Blätterwerk.

Der Wald wurde der liebste Freund der beiden. Er schien sie zu verstehen, wie sie ihn verstanden; er war verschwiegen, sah alles und sagte nichts. Er rauschte ihrer Liebe eine hunderttausend Jahre alte, einfache, ewig schöne Melodie.

Anna war reich geworden wie eine Königin. Eine ganze Welt war ihr geschenkt. Sie war dem Geliebten dankbar dafür von ganzem Herzen. Sie war ihm ergeben wie eine Magd. Nichts verlangte, nichts forderte sie als Liebe. Mit tausend Beweisen ihrer Neigung umgab sie ihn. Täglich fand er jetzt einen blühenden Strauß in seinem Zimmer. Wenn er ihr begegnete, flog sie auf ihn zu; ihr dunkler, tiefer Blick sagte ihm: ‚Ich liebe dich!‘

Und wenn die Dämmerung anbrach und er mit hastigen Schritten in den Wald zum Stelldichein eilte, dann fand er die schon am Platze, in Sorge, daß er heute nicht kommen möchte.

Rüstädt war immer wieder von neuem überwältigt von der unerhörten Kraft solcher Hingebung. So war er noch nie geliebt worden, mit einer Liebe, die alles aufs Spiel gesetzt, alles preisgab um seinetwillen. Das war berauschend! Das erzeugte in ihm, dem reifen Manne eine Gegenglut, wie sie den Jüngling nicht entflammt haben würde.

Sie waren füreinander bestimmt, von Uranfang her. Solche Liebe gewährte einen Freibrief. Im Un=

recht waren Gesetz und Ordnung, die ein Weib an einen ungeliebten Mann fesselten. Sie ganz allein waren im Recht! Natur, Jugend, Frühling, der Wald, die Schönheit der Welt standen auf ihrer Seite.

VII.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Hellmut ins Haus kam. Den Gatten zu täuschen, war der jungen Frau nicht schwer aufs Herz gefallen, aber das unschuldige Gesicht ihres Jungen wurde ihr zum schneidenden Vorwurf.

In voller Arglosigkeit war Hellmut stets um die beiden; wie hätte er auch ahnen können, daß er im Wege sei! Seine wißbegierigen Augen, seine verfänglichen Fragen, die naiven Bemerkungen, die er nach Kindesart gelegentlich fallen ließ, machten die Mutter erzittern. Der Junge war schließlich doch das stärkste Band, das sie an Haus und Gatten fesselte, der lebendige Mahnruf an ihre Mutterpflichten.

Nicht daß das plötzlich erwachte mütterliche Gewissen das liebende Weib in ihr nun ertötet hätte! Ihr Lieben hatte nur eine andre Färbung angenommen.

Es war nicht mehr das erste, unüberlegte Hingeben, das nach nichts andern fragt, das einfach dem Triebe folgt. Die Blindheit war von ihr gewichen, sie sah, was sie that und war erschrocken, als habe sie jemand im Nachtwandeln angerufen.

Mit um so verzweifelterer Gewalt klammerte sie sich an den Geliebten. Ihre Leidenschaft war bewußter, schlug in höherer, verzehrender Flamme auf, als habe sie neue Nahrung erhalten durch Gegenwind.

Rüstädt aber begann die Fesseln schwerer und schwerer zu fühlen, die er sich mit diesem Verhältnis auferlegt hatte. Er schmeckte den tragischen Beigeschmack sofort mit, den Annas Neigung in dem Augenblicke bekommen hatte, da das eigene Fleisch und Blut ihr wieder vor die Augen trat. Und auf seiner Zunge mußte dieser Geschmack zu Galle werden. Der tödlichste Feind jeder Leidenschaft, das Moralisieren, nistete sich bei ihm ein. Nur noch wie ein Dieb, der die Entdeckung fürchtet, wagte er von der verbotenen Frucht zu kosten. Auf kurze Augenblicke des Taumels folgten lange Stunden unbehaglicher Selbstvorwürfe, die ihm die Freude in der Knospe zerfraßen.

Zwar redete er sich zur Besänftigung des Gewissens vor, daß er weniger Verführer als Verführter sei; aber diese Entschuldigung genügte ihm nicht, sie half ihm vor allem nicht über das unheimliche Bewußtsein hinweg, daß er einen arglosen Biedermann, der ihm

im besten Glauben sein Haus geöffnet, schmählich hintergehe. Die Gegenwart des Oberförsters wurde ihm geradezu unerträglich. Er kam sich in Gegenwart eines Mannes, den er in seiner Ehre kränkte, selbst ehrlos vor. Daß er gezwungen war, ihm gegenüber das bisherige freundliche Verhältnis aufrecht zu erhalten, diese schlechte Komödie, empfand er als tiefe Demütigung.

Eines Tages bekamen Seltmanns Besuch von ihren Verwandten, Pastor Waibel und Frau. Man saß bei schönem Sommernachmittagswetter in der Gartenlaube. Rüstädt, der bei offenem Fenster in seinem Zimmer auf dem Sofa lag und las, mußte das Klappern der Tassen und Löffel und das Durcheinanderreden mit anhören. Die Gäste fragten auch nach ihm, und er sah im Geiste Annas Erröten, wie sie darauf Rede und Antwort zu stehen hatte.

Dieses Anhören einer Unterhaltung, die nicht für ihn berechnet war, wurde ihm peinlich; er nahm Hut und Stock und rief Unkas. Möglichst unbemerkt wollte er das Haus verlassen.

Aber dieser Plan mißlang. Pastor Waibel bemerkte den Major und kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, sofort eine Unterhaltung beginnend. So konnte Rüstädt nicht umhin, auch zu der Frau Pastorin zu treten, um sie zu begrüßen. Und bald sah er sich an dem Tische sitzen, vor sich eine Tasse Kaffee, neben sich die Pastorin.

Rüstädt ärgerte sich über sich selbst, daß er diesem unerwünschten Zusammensein nicht geschickter aus dem Wege zu gehen verstanden hatte. Er war zerstreut. Dabei wußte er ganz gut, daß es galt, auf der Hut zu sein. Der Blick der Pastorin eilte von ihm zu Anna und zurück. Was hatte die unselige Person, deren Gesichte einem lebendigen Fragezeichen glich! Wieviel wußte sie bereits?

Und Anna schien durch seine Anwesenheit erst recht den Kopf verloren zu haben. Sie errötete ein über das andre Mal, verhetterte sich in der Unterhaltung und ließ schließlich mit zitternder Hand den Deckel der Meißener Kanne fallen, der eine Untertasse des besten Geschirrs zerbrach. Das trug ihr ein barsches Anfahren von seiten des Gatten ein.

Rüstädt saß wie auf Kohlen. Eine wahre Erlösung bedeutete es für ihn, als Hellmut jetzt angesprungen kam. Pastor Waibel, der, selbst kinderlos, seinen Hang zum Schulmeistern gern an andrer Leute Kindern befriedigte, nahm den Jungen alsbald ins Gebet; der mußte ihm vordeklinieren und konjugieren und Genusregeln aufsagen.

Hellmut, der eigentlich einen Ausgang in den Wald zum Schießen von jungen Holztauben geplant hatte, war natürlich von dieser unvorhergesehenen Abhaltung wenig erbaut. Er warf flehende Blicke nach dem Major hinüber; der war doch sein Freund, der hatte ihm doch

früher stets geholfen, der mußte doch Mittel und Wege finden, ihn hiervon zu befreien. Aber der Major saß stumm und teilnahmlos da, an ihm vorüberblickend.

Hellmut wußte nicht viel; aus der gedehnten, nachlässigen Art zu antworten hörte man deutlich seinen Widerwillen heraus. Der Pastor fuhr im Examinieren fort, nörgelte an jeder Antwort herum und gab zu verstehen, daß Hellmuts Wissen erstaunliche Lücken aufweise. Die Pastorin saß mit schadenfroher Miene dabei, Anna war sehr erregt, bei dem Oberförster schwoll die Zornader bedenklich. Ein Gewitter war im Anzuge, noch vor Abend würde es wohl einschlagen, und Hellmut hatte schon eine dumpfe Ahnung, bei wem.

„Setz dich ein wenig hinter die lateinische Grammatik, mein Sohn, den Rat gebe ich dir! Sonst wird nie etwas aus dir werden," sagte Pastor Waibel.

„Die ganzen Ferien kein Gewehr mehr angerührt!" platzte der Oberförster heraus.

Das war zu viel für Hellmuts bisher nur mühsam bewahrte Fassung. Er brach in Thränen aus und ging heulend ab. Anna war ganz bleich geworden und konnte die Thränen auch nicht zurückhalten.

Rüstädt entfernte sich hierauf mit kurzem Abschied von der Gesellschaft. Das schiefe Verhältnis, in das er neuerdings zu allen Personen dieses Familienkreises geraten, war ihm noch nie so klar geworden wie durch dieses kleine Erlebnis.

Er durfte Anna nicht helfen, mußte stumm und unthätig zuschauen, wie sie gequält wurde. Und auch für ihren Liebling konnte er nicht einschreiten. Früher, ja, da hatte er ihn schützen können. Aber wie mochte er das jetzt noch wagen!

Wie hatte sich alles geändert! Sein Verkehr mit Hellmut hatte die Harmlosigkeit eingebüßt. Der Anblick des Kindes war für ihn noch mehr als ein bloßer Vorwurf, er bedeutete ihm die peinliche, nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Geliebte einem andern angehört hatte und kraft des Gesetzes angehörte.

Und wenn er sich auch hundertmal sagte, daß Liebe stärker sei als Gesetz, das Bewußtsein, daß er der Draußenstehende sei, blieb. Es lag so etwas Unvornehmes in diesem Diebesgefühl. Von vornherein klebte dem jungen Glück eine Unsauberkeit an, es lag wie ein Mehltau auf ihrer Neigung.

Mit Schrecken nahm Anna eine Unruhe bei ihm wahr, ein Zurückweichen. Der weibliche Argwohn ist schnell rege. Sie glaubte, er wolle sich ihr entziehen, sei ihrer wohl gar überdrüssig. Manches, das er ihr vordem erzählt, die Bilder und Andenken, die sie bei ihm gesehen, fielen ihr ein und beunruhigten sie. Er unterhielt vielleicht doch Beziehungen zu andern Frauen, dachte wenigstens noch an sie.

Es kam zum ersten bitteren Wortwechsel zwischen ihnen. Sie warf ihm bei nichtigem Anlaß vor, daß

er sie nicht mehr liebe, daß er sie, da sie ihm alles geopfert, verachte. Und während er sie zu beruhigen suchte und ihr seine ungeschwächte Neigung beteuerte, fühlte er im Grunde, daß sie recht habe, und daß er lüge.

Schon drückte ihn die Bürde der Verantwortung, die er auf sich genommen, schwer. Wie in ein unsichtbares Netz fühlte er sich verstrickt; Spinnweben waren es anfangs gewesen, mit der Zeit wurden Ketten daraus, die tiefer und tiefer ins Fleisch schnitten, je heftiger man sich ihnen zu entwinden suchte.

*

In dieser Zeit kam aus der Residenz eine Nachricht, die die ganze Gegend in die größte Aufregung versetzte. Der Landesfürst wollte im Quellenhayner Revier jagen. Im Gebiete der Oberförsterei lag nämlich ein Jagdschlößchen, das der Fürst in früheren Jahren oft, in letzter Zeit nur selten besucht hatte. Jetzt war befohlen worden, dort schleunigst Vorkehrungen für den Empfang des erlauchten Gastes und seines Gefolges zu treffen.

Dem Oberförster kam das sehr wenig gelegen. Er war von Natur und Erziehung keineswegs Hofmann, und wenn er auch jedem, der seinen loyalen Unterthanensinn anzuzweifeln sich vermessen hätte, einen ge-

hörigen Denkzettel gegeben haben würde, so liebte er es doch mehr, die Hoheit aus der Ferne zu verehren, als in allzu nahe Berührung mit ihr zu kommen. Und diesmal gab es für ihn besonderen Grund, das Kommen des Landesvaters nicht zu wünschen; er hatte nämlich als Weidmann kein ganz reines Gewissen. Es war den Förstern nur eine beschränkte Anzahl Wild jährlich abzuschießen gestattet. Was von starken Hirschen und Böcken nicht gerade Wechselwild war, wurde für den Monarchen zurückbehalten. Da nun aber Seine Königliche Hoheit sich in den letzten Jahren dem Reviere ferngehalten, war der Oberförster sicher geworden und hatte, von der Jagdpassion fortgerissen, die Grenzen des gestatteten Abschusses etwas stark überschritten. Das, fürchtete er, würde jetzt schrecklich an den Tag kommen. Und der Fürst, sonst ein nachsichtiger, liebenswürdiger Herr, verstand in dieser Beziehung, wie allgemein bekannt, keinen Spaß. Der Oberförster, obgleich gerade kein Hasenfuß, sah dieser Begegnung entgegen, wie etwa ein Schuljunge, der eine Dummheit gemacht hat, das Kommen des Rektors erwartet.

Seine letzte Hoffnung in dieser heikeln Lage war der Major. Seltmann hatte die Vorstellung, daß ihm Herr von Rüstädt, als ehemaliger Hofmann, hier sicherlich werde helfen können.

Überhaupt war der Major, seit das Kommen des

Landesherrn feststand, allgemein in den Vordergrund der Erwartungen getreten. Vereine und Privatleute wandten sich an ihn, als einen Sachkenner, mit allerhand Fragen. Man plante großartige Ehrungen: Fackelzug, Umzüge, Deputationen, und was alles die Loyalität des Volkes bei solchen Anlässen zu ersinnen vermag. Es wurde Rüstädt schwer, den Eifer der guten Leute zu beschwichtigen; sie wollten es ihm nicht glauben, daß der Landesvater am liebsten ganz von solchen Dingen verschont bleibe.

Rüstädt selbst sah dem fürstlichen Besuche mit geteilten Gefühlen entgegen. Er liebte seinen Fürsten, und der alte Herr war ihm stets wohlgewogen gewesen. Er wußte, daß die Intrigue, der er zum Opfer gefallen war, nimmermehr an höchster Stelle Billigung gefunden hätte, wäre nur die Wahrheit bis dorthin gedrungen. Er war auch jetzt noch eines guten Empfanges von seiten des Fürsten gewiß, aber um keinen Preis wollte er sich aufdrängen. Viel zu stolz war er, mit freundlichem Gesicht zu scherwenzeln, wo er ein Recht zum Groll zu haben glaubte. Darum beschloß er, solange es irgend anging, sich fernzuhalten.

Doch das kam schließlich anders, als er gedacht hatte. Kaum war nämlich der Fürst eingezogen und hatte durch Oberförster Seltmann von Rüstädts Anwesenheit auf Quellenhayner Revier gehört, als er umgehend einen Herrn aus seiner Begleitung zu diesem

schickte, mit der Aufforderung, sich der Gesellschaft anzuschließen und am Sport teilzunehmen.

Der Zufall wollte es, daß der Überbringer dieser Botschaft einer von der Clique war, die Rüstädt ehemals ein Bein gestellt hatte. Er empfing den Betreffenden mit schneidender Kälte und erklärte, er werde es sich sehr überlegen, ob er kommen wolle. Es wurde ihm die Genugthuung, zu sehen, in welches Entsetzen der gute Herr — ein Hofschranze vom reinsten Wasser — bei dem bloßen Gedanken geriet, Seiner Königlichen Hoheit einen ablehnenden Bescheid überbringen zu müssen. Nachdem er den Braven so eine Weile hatte zappeln lassen, ließ er sich schließlich erweichen und sagte zu. Im Ernste konnte eine so liebenswürdige Einladung ja doch nicht ausgeschlagen werden.

Der Fürst empfing seinen ehemaligen Flügeladjutanten aufs zuvorkommendste und bevorzugte ihn auch in der Folgezeit in geradezu auffälliger Weise. Die nächste Folge davon war, daß sich das Gefolge beeilte, den wieder zu Gnaden Aufgenommenen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit zu behandeln; was er von dieser Art Höflichkeit zu halten habe, wußte Rüstädt.

Der hohe Herr, der sich trotz seines Alters ein ausgezeichnetes Gedächtnis für die einzelne Person bewahrt hatte und der sich gern über die intimsten Verhältnisse eines jeden unterrichtete, zog Rüstädt wiederholt ins Gespräch und ließ sich von ihm über seine Zukunfts-

pläne erzählen. Der Fürst, der auch vom Forstwesen etwas verstand und der es liebte, den Leuten gelegentlich auf den Zahn zu fühlen, stellte hie und da Fragen, die offenbar darauf ausgingen, zu erkunden, wie weit Rüstädt bereits in die Fachkenntnisse eingedrungen sei.

Rüstädt überlegte, ob er nicht doch die Gelegenheit benutzen solle, den Fürsten aufzuklären über die Richtigkeit der Gründe, die seinen Abschied veranlaßt hatten. Aber er ließ den Gedanken wieder fallen. Zu gut kannte er den alten Herrn in allen seinen Eigenheiten. Der war kein Freund von Enthüllungen, hielt sich alle peinlichen Eindrücke, soweit es irgend ging, vom Leibe. Einer so gearteten Persönlichkeit gegenüber den Unschuldsbeweis anzutreten, wäre völlig zwecklos gewesen. Sicherlich hätte er nur einen Skandal heraufbeschworen, ohne doch die Wahrheit an den Tag zu bringen. Rüstädt begnügte sich also damit, dem Hofgesinde gegenüber seine unverhohlene Verachtung an den Tag zu legen.

Seine Königliche Hoheit schien übrigens irgend etwas mit Rüstädt im Sinne zu haben, denn er erkundigte sich auch bei Oberförster Seltmann nach der bisherigen Thätigkeit des Majors.

Der Aufenthalt des Landesherrn verlief zur Zufriedenheit für alle Teile. Die loyalen Leute der Gegend hatten ihre Deputationen, Böllerschüsse, Reden

und Feuerwerke losgelassen. Der Fürst selbst hatte gute Jagdbeute gemacht. Oberförster Seltmanns Befürchtung aber, daß man wegen des allzu reichlichen Abschusses Rechenschaft von ihm fordern werde, war Gott sei Dank nicht in Erfüllung gegangen.

VIII.

Der fürstliche Aufenthalt in der Gegend dauerte reichlich zwei Wochen. Während dessen sah Rüstädt Anna kaum flüchtig einmal. Er hatte sich wieder mal in der altgewohnten Atmosphäre des Hofes bewegt, war von neuem in Berührung gekommen mit der guten Gesellschaft. Seine Glieder hatten sich doch in dem leichteren und gefälligeren Kleide wohlgefühlt, dessen er sich fast entwöhnt zu haben glaubte. Wie in einem lauen Bade, das alle Poren öffnet, war er sich vorgekommen in diesem sorglos-opulenten Dasein.

Mit einem Schlage war er wieder mitten drin gewesen in dem ganzen Ton. Der ihm angeborene Hang zur Eleganz hatte neue Nahrung bekommen. Er war wieder empfindlich geworden für die Äußerlichkeiten der Lebensführung. Er selbst fühlte den Rückschlag, es verdroß ihn, aber konnte man's ändern!

Als er zum erstenmal wieder mit dem Ehepaar Seltmann zu Tisch niedersaß, störte ihn die spießbürgerliche Einrichtung, die geschmacklose Art, wie gedeckt war. Und selbst an Annas Haltung fand er im geheimen manches auszusetzen. Etwas Unwägbares war es, wie eine Verstimmung der Nerven, was ihn quälte.

Die kurze Trennung hatte genügt, ihn weit von Anna zu entfernen. Er hatte sich in der Zeit der Abwesenheit auf sich selbst besinnen können. Er sah, daß er auch ohne sie zu leben vermochte, ja, daß das Leben ohne all das Demütigende, das in der Angst vor Entdeckung lag, eigentlich glücklicher und würdiger sei.

Wir befinden uns in einem fortgesetzten Wandlungsprozeß auch den liebsten Menschen gegenüber. Fast unmerklich, wie die Stellung der wandelnden Sterne, verschiebt sich das Verhältnis der Menschen zu einander. Aber auch diese nur scheinbar dunkeln Vorgänge stehen unter festen Gesetzen, wie der Gang der Gestirne und wie das Zusammenschießen der Krystalle.

Rüstädt glaubte eine andre Person vor sich zu sehen, als er, vom Hoflager zurückkehrend, Anna zum erstenmal wieder gegenübertrat. Sie hatte sich sicherlich nicht geändert in den vierzehn Tagen, aber er sah sie mit andern Augen. Es kommt ja nur auf die Beleuchtung an, in der wir Dinge und Menschen sehen;

unser eignes Bewußtsein ist doch die Kamera, die alles aufnimmt und alles widerspiegelt.

Seine Phantasie hatte sich in der Zeit, wo er dem Quellenhahner Forsthause fern war, viel mit Anna beschäftigt. Er war keineswegs so übersättigt, daß sie ihm nicht mehr begehrenswert erschienen wäre. Aber er sah aus der Ferne, wo die Sinne nicht mitsprechen, ihre Fehler und Unvollkommenheiten deutlicher. Er hatte sich vorgestellt, wie es sein möchte, wenn er mit ihr verheiratet wäre, bis in Kleinigkeiten hinein sich das Bild ausmalend. Bei dem Gedanken an ein tägliches Zusammensein, an all die lästigen Plackereien in enger Häuslichkeit erkannte er erst, daß die Neigung, die er für sie empfand, doch nicht von der Art und Kraft sei, um der ernüchternden Wirkung des Alltags standzuhalten.

Gewiß, sie hatte ihm ja ihr Selbst rückhaltlos preisgegeben; es konnte ihn rühren, wenn er daran dachte, wie sie ihn liebte. Aber bei aller Dankbarkeit stand doch das eine mit der Härte eines Gesetzes für ihn fest: man macht nicht ein Weib zu seiner Frau, das man unter leichteren Bedingungen gehabt!

Als ob sie etwas Böses ahne, befand sich Anna in elender Stimmung all die Zeit über, wo Rüstädt sich in der Umgebung des Fürsten aufhielt.

Sie war allein gelassen mit ihrem Jungen, denn auch der Oberförster wurde durch den Fürstendienst in

Anspruch genommen. Wie würde sie früher solche Freiheit genossen haben! aber in ihrer jetzigen Gemütsverfassung war ihr alle Freude vergällt. Das Kind konnte ihr nicht mehr ein und alles sein; es war ihm ein Rivale erwachsen. Und sie selbst fühlte, daß sie dem Kinde niemals wieder das sein würde, was sie ihm einst gewesen. Ja, Hellmuts Gegenwart fing an, sie zu quälen wie ein Vorwurf; denn das Bewußtsein begann in ihr zu keimen, daß sie sich als Mutter viel schwerer versündigt habe denn als Gattin.

Der Knabe begriff natürlich nichts von alledem, er fühlte nur, daß die Mutter anders gegen ihn geworden war. Unwillkürlich teilte sich etwas von ihrer unglücklichen Stimmung dem Kinde mit. Er begann in zudringlicher Kindesart die Mutter auszuforschen, was es gebe, erhielt Antworten, die sein geweckter Verstand als Unwahrheit durchschaute, und wurde auf diese Weise nur noch verwirrter.

Dazu kamen die Erfahrungen, die er mit dem Major hatte machen müssen. Hellmut konnte natürlicherweise auch hier nicht den natürlichen Zusammenhang verstehen; er fühlte nur die Zurückweisung und war gekränkt.

Man hatte ihn herausgerissen aus seiner Kindlichkeit, hatte ihn durch die Beachtung, die man ihm schenkte, verwöhnt, nun mit einem Male wandte man sich von ihm ab. Hellmut war wie aus allen Himmeln gestürzt.

Die erste Erfahrung war es, die der Junge mit der Wandelbarkeit der Menschengunst machte, die erste wirklich bittere Erfahrung mit dem Leben.

Auch mit Schrupper, der früher sein Intimus gewesen, hatte er ja gebrochen in dem Augenblicke, da er sich dem neuaufgehenden Gestirn des Majors zugewendet. Mit dem wieder anzuknüpfen, verbot dem Knaben etwas wie ein keimendes männliches Selbstbewußtsein. Die alte Waldine war verendet und lag draußen am Waldrande begraben neben manch anderm treuen Hunde. Dazu das Verbot des Oberförsters, ein Gewehr anzufassen! Es kam viel Unglück auf einmal für Hellmut. Er schlich trübe und unbeschäftigt umher und sah dem Ende der großen Ferien fast mit Sehnsucht entgegen.

Die mannigfaltigen feinen Fäden, die sich zwischen den drei Personen: Rüstädt, Anna und Hellmut, angesponnen hatten, schienen mit eine Male wie abgeschnitten, und was noch an Verbindung zwischen ihnen bestand, war verwirrt. Anna merkte dem Major, als er in ihr Haus zurückkehrte, sofort mit jenem gesteigerten Fühlvermögen des liebenden Weibes an, daß er ein andrer geworden sei. Sie argwöhnte, daß er sich ihr entziehen wolle.

Um dieser für sie wichtigsten Frage auf den Grund zu kommen, suchte sie eine Aussprache mit Rüstädt. Aber ein Mißgeschick, das ihn völlig unerwartet ge-

troffen, nahm die Aufmerksamkeit des Majors fürs nächste in Anspruch.

Er hatte für die Zeit, wo er der Jagdeinladung des Landesherrn gefolgt war, seinen geliebten Unkas in der Oberförsterei gelassen; denn für Anstand und Birschfahrt wäre der Vorstehhund ja nur im Wege gewesen. Schrupper, der die andern Köter versorgte, sollte auch auf Unkas ein Auge haben.

Als der Major zurückkehrte, fand er seinen Hund nicht vor. Schrupper, darüber zur Rede gestellt, gab an: als er eines Morgens das Futter gebracht, sei Unkas verschwunden gewesen, dabei die Thür des Zwingers verschlossen. Wahrscheinlich sei der Hund über die Umzäunung geklettert, um sich auf die Suche nach seinem Herrn zu machen. Er habe angenommen, der Hund sei inzwischen bei dem Herrn Major angekommen, sonst würde er längst Alarm geschlagen haben.

Inzwischen waren aber Tage vergangen. Rüstädt bereute jetzt aufs lebhafteste, den guten Hund nicht besserer Fürsorge anvertraut zu haben. Es galt nun, sich auf die Suche zu machen nach dem Tier. Keinem andern wollte Rüstädt das überlassen, er ging selbst. Oberförster Seltmann, der regen Anteil an dem Unglück nahm, gab ihm Findig, den Schweißhund, mit, der viel mit Unkas gespielt hatte, und der beim Auffinden seines Kameraden vielleicht gute Dienste leisten konnte

Rüstädt durchstreifte nun die Ortschaften weit und breit; überall, wo Hunde gehalten wurden, fragte er an. Früh brach er auf, um erst spät abends heimzukehren. Mehr als einmal war er genötigt, wenn kein Wirtshaus in der Nähe war, die Gastfreundschaft eines Bauern oder eines Tagelöhners in Anspruch zu nehmen.

Er lernte dabei die Gegend erst eigentlich kennen. Immer von neuem war er entzückt von der Eigenart der Landschaft. Auch die einfachen Leute kamen seinem Verständnis näher. Er nahm mit Staunen wahr, welch ein vortrefflicher, gar nicht so ungenießbarer Kern sich unter der rauhen Schale bei dieser Art verbarg. Sowie die Leute hörten, was der fremde Herr vorhabe, waren sie sofort mitleiderfüllt zur Hilfe bereit, wiesen ihm Weg und Steg und halfen ihm sogar suchen.

Aber es war alles vergebliche Mühe. Unkas war und blieb verschwunden, und Rüstädt mußte sich allmählich mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut machen, diesen lieben Freund eingebüßt zu haben.

Da kam eines Tages ein alter Landstreicher von jenseits der Landesgrenze und erzählte, während er in der Oberförsterei die ihm gereichte Armensuppe verzehrte, droben auf der Fuchslehde liege ein veraaster Köter; beim Beerenpflücken sei er darauf gestoßen.

Die Fuchslehde war ein berüchtigter Forstort auf dem Bergrücken, ein langgestreckter kahler Fleck mit

sumpfigem Untergrund, mächtige Felsblöcke darüber hin verstreut. Außer Birkengestrüpp, Wacholdersträuchern und Heidekraut wollte da nichts Rechtes fortkommen. Hier war ein beliebter Schlupfwinkel für Grenzschmuggler, Holzdiebe und Wilderer.

Man forderte den alten Vagabunden auf, den Weg zu dem Kadaver zu zeigen, — und richtig, da lag Unkas, bereits stark in Verwesung 'begriffen, aber doch noch erkenntlich an der ungewöhnlichen Farbe des Haares. Es stellte sich bei näherem Zusehen heraus, daß das Fell wie ein Sieb von Schroten durchlöchert war.

Der Major hatte mit Zärtlichkeit an dem edeln Tiere gehangen. Ein ehemaliger Kamerad, der nach Afrika ging, hatte ihm den Hund zum Andenken hinterlassen. Wer den Frevel verübt, war nicht zu ermitteln; man vermutete Wildschützen, die immer bereit waren, der grünen Farbe einen Possen zu spielen.

Dieses Ereignis verleidete Rüstädt den Aufenthalt in der Oberförsterei vollends. Er sehnte sich danach, sein Bündel zu schnüren und dem Quellenhayner Revier den Rücken zu kehren.

Aber er verschob die Mitteilung an den Oberförster, daß er nun gehen wolle, von einem Tag auf den andern, gewissermaßen auf einen stichhaltigeren Grund für seinen Entschluß wartend. Noch nie hatte er an sich selbst eine solche Unentschlossenheit erlebt.

Was ihn noch hielt, wollte er sich nicht recht eingestehen. Er versuchte, sich einzureden, sein Verhältnis zu Anna sei eine abgethane Sache. Aber eine Stimme seines Innern sagte ihm sehr nachdrücklich, daß er in dieser Form unmöglich scheiden könne. Er fürchtete sich vor dem Abschied von ihr.

*

Eines Tages kam ein Brief mit behördlichem Stempel aus der Residenz an Major von Rüstädt.

Von der herzoglichen Forst- und Domänenverwaltung wurde ihm geschrieben, daß er ins Auge gefaßt sei, im Landesforstdienst Verwendung zu finden. Dazu sei notwendig, daß er eine Prüfung ablege. Er werde daher ersucht, sich baldigst behufs Vornahme solcher Prüfung da und da einzufinden.

In einigen privaten Zeilen war noch angedeutet, daß an höchster Stelle der ausgesprochene Wunsch vorhanden sei, ihn baldigst in Stellung zu sehen.

Die Nachricht, überraschend wie sie kam, elektrisierte Rüstädt geradezu. Mit einem Male sah er die schönsten Aussichten für seine Zukunft eröffnet. Nun sollte er ein Amt, eine Thätigkeit haben, die fortan sein ganzes Leben ausfüllen würde. Das war ja von ihm erstrebt worden von dem Augenblick an, wo er der Hofcarriere entsagt. Aber daß sein Hoffen so schnelle Er-

füllung finden sollte, hatte er sich nicht träumen lassen. So hatte ihn sein alter guter Fürst also doch nicht vergessen! Das also wär der geheime Sinn seines Lächelns gewesen, als er ihn mit „Weidmannsheil, Rüstädt!“ entlassen hatte.

Und vor dem Examen bangte ihm durchaus nicht. Er fühlte sich gut beschlagen. Hatte er doch auf der Akademie mit Fleiß gehört, und sein Aufenthalt in der Oberförsterei war auch nicht umsonst gewesen.

In der ersten Erregung teilte Rüstädt dem Oberförster sogleich seine glücklichen Aussichten mit. Es war beschämend für ihn, zu sehen, mit welch aufrichtiger Freude der Alte den Erfolg seines Schülers begrüßte. Er bat, seiner Frau das mitteilen zu dürfen, und der Major konnte dazu nicht gut „nein“ sagen.

Die Nachricht wurde Anna bei Tisch mitgeteilt. Rüstädt wagte nicht, in ihr Gesicht zu blicken; mit Herzklopfen wartete er auf eine Äußerung. Sie ließ keinen Laut hören, aber als er schließlich verstohlen nach ihr hinblickte, bemerkte er, daß sie sehr blaß war. Seltmann tadelte sie ihrer Gleichgültigkeit wegen und erhob das Glas, um mit Rüstädt auf alsbaldige Anstellung anzustoßen.

Nach Tisch fuhr der Oberförster aus; er werde vor Abend nicht wieder da sein, erklärte er. Es wäre ein Leichtes gewesen für Rüstädt, den Alten zu bitten, daß er ihn mitnehme, um auf diese Weise einem Allein-

sein mit Anna zu entfliehen; aber er that es schließlich nicht. Er wollte der Auseinandersetzung, die doch einmal kommen mußte, nicht aus dem Wege gehen.

Lange war er denn auch nicht in seinem Zimmer, als er einen leichten Schritt auf der Holzstiege vernahm, einen ihm so wohlbekannten Schritt; wie manches Mal hatte er ihm klopfenden Herzens entgegengeharrt!

Aber heute flog er nicht auf sie zu. Er ließ sie eintreten, und ohne ihr auch nur die Hand zu reichen, machte er ihr eine steife Verbeugung.

Anna nahm Platz, und jedes blickte in einer andern Richtung. So blieben sie eine ganze Weile stumm, in gedrückter Haltung, bis dem Manne der Zustand unerträglich wurde.

Er trat zu ihr und sagte, bestrebt, seiner Stimme einen angenehmen Klang zu geben: „Du hast mir nicht gratuliert, Anna!"

Sie erwiderte darauf weiter nichts als: „Du willst fort?"

„Ich muß!" beeilte er sich zu versichern. „Ich soll mich einer Prüfung unterziehen, und dazu will ich noch allerhand vorbereiten. Besuche muß man da machen, und equipieren will ich mich doch auch, falls ich wirklich bald eine Anstellung bekäme."

„Und was wird aus mir?" fragte sie mit dem Tone echter Leidenschaft, seine in falscher Gleichgültigkeit gehaltenen Ausführungen unterbrechend.

Er war nicht auf diese Frage vorbereitet. Sie setzte ihn in Verlegenheit. Was aus ihr werden sollte? Lieber Himmel! Sie hatte ihr Kind, sie hatte den Kreis ihrer häuslichen Pflichten. Ja, ihre „Pflichten“, das war das lösende Wort, an das er sich klammerte. Er wies sie auf ihre Pflichten.

Sie sah ihn mit großen Augen an. Von Pflichten sprach er! Sie traute ihren Ohren kaum. Das wagte er ihr zu bieten, wo sie mit vollem Herzen zu ihm gekommen war, Hilfe suchend, das Höchste von ihm erwartend dafür, daß sie ihm das Höchste gewährt hatte! Und da kam er mit mageren Ausreden, sprach von Pflichten, die zu vergessen niemand anders als er sie gelehrt hatte! War das Hohn?

„Ja, wir müssen auseinandergehen, Anna!“ sagte er und beugte sich zu ihr hinab, mit zuckenden Lippen, denn der Gedanke und fast noch mehr der Ausdruck, den er ihm verlieh, begann ihn selbst zu ergreifen. „Wir müssen! Es ist bitter. Das Herz blutet mir. Aber was soll ich thun? Sage nur selbst, was soll ich thun?“

Sie schwieg auf diese Frage. Der Vorwurf, der in diesem Schweigen lag, traf ihn.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Er fühlte, daß er etwas sagen müssen, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und wußte doch wieder nicht, wie er es sagen sollte, denn das einfache: ‚Zwischen uns

ist es aus und muß es für alle Zeit aus bleiben!' hätte doch allzu kraß geklungen. Aber wie ihr diese herbe Thatsache beibringen?

„Das ist so im Leben, Anna! Wir müssen versuchen, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Wir haben uns hinreißen lassen. Wer der Anlaß gewesen, will ich nicht untersuchen. Auch dein Mann ist nicht freizusprechen von Schuld. Vieles liegt in den Verhältnissen. Kurz, die Versuchung war da! Was in der Leidenschaft geschehen, ist geschehen! Aber nun, wo wir ruhiger geworden sind, wo wir die Sache mehr durch die Brille der Vernunft ansehen . . ."

Weiter kam er nicht, denn hier brach Anna, deren Miene schon während des Letzten nichts Gutes geweissagt, in einen Strom von Thränen aus.

Er wollte sie trösten, sie stieß ihn mit einer Härte, die er nicht an ihr kannte, von sich. Ihr Schluchzen wurde zum verzweifelten Stöhnen. Er fürchtete für sie und bangte auch zugleich wegen möglicher Entdeckung. Aber sie zeigte sich unzugänglich für jedes Wort der Beruhigung.

Schließlich trat er unmutig über Eigensinn und Unberechenbarkeit des Frauencharakters ans Fenster und blickte hinaus. Das Schluchzen hinter ihm wurde allmählich stiller.

Er hörte ein Geräusch und sah sich um. Anna war aufgestanden und stand an der Thür mit ver-

weintem Gesicht, auf dem Sprunge, zu gehen. Genau an derselben Stelle hatte sie gestanden an jenem für ihr Verhältnis entscheidenden Abende. Für einen Augenblick hatte er die Vision, als stehe sie noch einmal vor ihm wie damals: „Hier bin ich, nimm mich hin!'

Er lief nach ihr, wollte sie halten, aber sie war draußen, ehe er sie erreicht hatte.

Rüstädt blieb in großer Unruhe zurück. Eine der peinlichsten Stunden seines Lebens brach an. Er hatte das quälende Bewußtsein, taktlos, ja roh gewesen zu sein. Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen für jedes Wort, das er gesagt hatte. Wie mußte er in ihren Augen dastehen! Sie hatte ein Recht, sich auf das bitterste über ihn zu beklagen.

Und doch, was sollte, was konnte er thun? Sollte er sein Leben etwa an diese Frau ketten? Was verband sie denn Gemeinsames als Erinnerungen, deren man sich bei nüchternem Überlegen schämen mußte? Einer solchen Frau seinen Namen geben? Nein!

Und doch hatte ihm ihr: ‚Was wird aus mir?' in die Seele geschnitten. Dieses eine Wort offenbarte ihm die ganze trostlose Verzweiflung ihres Gemüts.

Darin glichen sich eben alle solche Verhältnisse: die Frau nimmt die Liebe viel ernster als der Mann. Sie setzt ihr Alles ein, giebt sich ohne Rückhalt. Der Mann, im Augenblicke schrankenloser und glühender, bleibt doch der Kältere und Überlegtere, hält sich immer

eine Thür zur Freiheit offen. So war es auch hier wieder. Was für ihn nur eine Episode gewesen, das hatte Anna aufgefaßt als den Wendepunkt ihres Daseins. Unvorsichtig, ohne jede Berechnung, hatte sie ihr Alles gesetzt auf ihn, den sie liebte. Und darum mußte sie getäuscht werden, denn sie hatte nicht gerechnet mit dem Ehrgeiz des Mannes, der vor allem sich selbst durchsetzen will und selbst die Liebe drangiebt, wenn sie ihm hinderlich ist, seine Pläne zu verfolgen.

Seit Rüstädt durch das Schreiben der herzoglichen Behörde der Erfüllung seiner kühnsten Hoffnungen um so viel näher gerückt war, schien alles, was in ihm von Energie und Ehrgeiz geschlummert, so straff angespannt, daß die feineren und weicheren Saiten seiner Natur darüber nicht zu Worte kamen. Hier galt es den Ausbau seines Lebens! Daß dabei das Glück eines andern Lebens, in das er verhängnisvoll eingegriffen, zu Grunde gehen könne, wollte er nicht sehen.

Einmal hatte der Bruch ja doch kommen müssen. Der Schnitt, je eher und je gründlicher ausgeführt, war um so leichter zu ertragen. Mit der Zeit würde ihr Schmerz Linderung finden und die Wunde verheilen.

Am nächsten Morgen schon reiste er ab. Er hatte den ersten Zug gewählt. Seine Annahme, daß Anna bei der Abfahrt nicht zugegen sein werde, bestätigte sich. Der Oberförster aber war auf den Beinen und

gab dem Major bis an die Grenze des Reviers das Geleite. Er sprach die Hoffnung aus, daß Herr von Rüstädt, wenn er erst den grünen Rock trage, sich wieder im Quellenhayner Forsthause zeigen werde.

Rüstädt murmelte etwas wie eine Zusage, gab sich selbst dabei aber das Versprechen, daß ihn sein Weg nie wieder hierherauf führen solle. Für ihn war dieses Lebenskapitel abgeschlossen.

IX.

In Annas Dasein war die Sonne untergegangen. Nach kurzer Sommerlust brach für sie mit einem Male jäh, ohne Übergang, der Winter herein.

Die Demütigung, sich verschmäht zu sehen, ertrug sich leichter als das Bewußtsein, für alle Zeit verlassen zu sein, verlassener, als sie es vorher gewesen. Ein Gefühl trostloser Leere kam über sie, wie man es hat, wenn durch den Tod ein lieber Mensch jäh von unsrer Seite gerissen wird. Wie angedonnert steht man vor der dunkeln Grube, vor dem düstersten aller Rätsel: daß nicht mehr sein soll, was gewesen, ein gähnendes Nichts, wo eben noch frisches Leben und Leibe.

Der Major war verschwunden aus dem Quellenhayner Revier, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Selbst der Oberförster hatte erwartet, daß er von seinem neuen Aufenthaltsorte aus etwas von sich hören lassen würde; ein paar Worte wenigstens hätte er schreiben können!

Anna konnte sich nicht darein finden. Es war doch gar nicht möglich! So ganz und gar konnte er sie doch nicht vergessen haben. Gewisse Worte, Augenblicke, Vertraulichkeiten, Erlebnisse, die sich ihrem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hatten, von denen sie zehrte, an denen sie sich erwärmte, mußten doch auch ihm unvergeßlich geblieben sein. Er hatte doch dasselbe gefühlt! Die Flamme seiner Leidenschaft hatte die ihre entzündet, gemeinsam waren sie emporgewachsen, bis sie schließlich zusammenschlugen über den Menschen, ihr Fühlen, Denken, alles in einem Wirbel davontragend. Konnte man so etwas vergessen? Sicher, die Erinnerung daran, die Sehnsucht danach mußte ihm auf der Seele brennen. Er mußte die Öde des Alleinseins empfinden wie sie.

Anna fragte häufig den Postboten nach Briefen. Ja, sie ging so weit, sich bei der Agentur zu erkundigen, ob postlagernde Briefe da seien. Sie glaubte, Rüstädt scheue sich vielleicht, unter ihrer wirklichen Adresse an sie zu schreiben. Sie konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß eines Tages Botschaft von ihm

kommen werde. Aber die Tage kamen und gingen, und ihre Hoffnung blieb unerfüllt.

Und so mußte sie sich allmählich in das Unerhörte finden: sie war verlassen, betrogen von ihm, der ihr als der Inbegriff aller ritterlichen Tugend, der Großmut und Hochherzigkeit erschienen war!

Anna hielt es nicht für notwendig, ihren Kummer zu verbergen. Wie geschlagen schlich sie umher. Des Nachts fand sie keinen Schlaf, warf sich weinend und stöhnend auf ihrem Lager hin und her. Der Herzenskummer stand ihr im Gesicht geschrieben. Sie magerte ab, ihre Haltung ward schlaff. Sie versäumte die häuslichen Pflichten, ließ alles gehen, wie es gehen wollte, kümmerte sich um nichts, weil ihr alles zum Ekel geworden war.

Oberförster Seltmann, der sich im allgemeinen nicht viel um die Gemütsverfassung seiner Umgebung kümmerte, wurde doch endlich aufmerksam; dadurch, daß Anna die Wirtschaft vernachlässigte, bekam er es gewissermaßen am eigenen Leibe zu spüren, daß nicht alles in der alten Ordnung sei.

Weit davon entfernt, den wahren Zusammenhang sofort zu begreifen, fühlte er sich zunächst nur unbehaglich. Er klagte gelegentlich seinem Vertrauten, dem Pastor Waibel gegenüber, welch ein Geist in Anna gefahren sei. Der Geistliche zuckte die Achseln und ließ Andeutungen hören, die den Oberförster stutzen machten.

Nun fing er an, seine Frau zu beobachten. Wäre es möglich, daß sie sich das Fortgehen des Majors zu Herzen genommen? —

Selbst als sie den Argwohn ihres Mannes zu ahnen begann, hielt Anna es nicht der Mühe für wert, zu heucheln oder auch nur sich zusammenzunehmen. Eine große Gleichgültigkeit war über sie gekommen. Mochten die Menschen doch sehen, wie es mit ihr stand, mochte man sie doch verlästern, mochte man mit Fingern auf sie weisen und alle Steine der Verdammung auf sie werfen! Es wäre ihr nur ein Labsal gewesen im Vergleich zu der Qual, mit der sie heimlich gefoltert wurde.

Die Sorge, ihr Mann könne alles entdecken, schreckte sie kaum noch. So zaghaft sie früher vor seinem Zorn gewesen, so ruhig sah sie ihm jetzt entgegen. Mochte es doch zu einem Ausbruche seiner Brutalität kommen! Sie sehnte sich geradezu danach. Er konnte sie niederschießen. Erlösung wäre das gewesen! Oder hätte er sie geschlagen, so wie er den Jungen manchmal schlug, dann würde sie gewußt haben, was zu thun; dann hätte er ihr ein Recht gegeben zu dem Schritte, den sie schon manchesmal erwogen: ihn zu verlassen.

Es kam zunächst zu keinem Ausbruch. Seltmann hegte Verdacht, aber ohne rechten Anhalt. Und nun, wo die Gelegenheit, etwas Sicheres festzustellen, längst

vorüber war, fing er an, seine Frau zu überwachen. Er kam zu ungewohnter Stunde aus dem Forste zurück, um sie zu überraschen, er sah, wenn Briefe ankamen, nach Stempel und Handschrift.

Anna ertrug sein Spionieren mit absichtlich zur Schau getragener Verachtung. Sie wollte nichts vor ihm verbergen. Er konnte sie ja fragen, sie würde ihm alles gesagt haben. Aus ihrem eignen Munde hätte er erfahren, was er auf diese Weise nimmermehr herausfand.

Seltmann hatte es früher nicht der Mühe für wert gehalten, mit seiner Frau in irgendwie tieferen Gedanken- und Gefühlsaustausch zu treten; ihre Bedürfnisse waren ihm fremd, ihre Seele war ihm ein verschlossenes Buch. Kein Wunder, daß er ihre außergewöhnliche Verfassung jetzt erst recht nicht verstand.

Sein Mißtrauen war ein ganz oberflächliches, von außen in ihn hineingetragenes. Jedes feinere Empfinden für die Person oder gar für die komplizierte Individualität einer Frau ging ihm ab. Argwohn quälte ihn, er vermutete dunkel, daß Anna ihn hintergangen habe, vielleicht noch hintergehe. Wie ein Stachel saß dieser Argwohn in seinem Fleisch. Der ganze Mann war wie verändert, unruhig, ja unsicher geworden. Der alte, wetterharte, in mancher Gefahr erprobte Bursche stand verzagt. Er sah weder Weg noch Ziel vor sich in dieser Sache, die viel zu fein gesponnen war,

um von seinen derben Händen entwirrt zu werden. Einfach zugreifen und den Knoten zerreißen, ging auch nicht an. Das geheime Bewußtsein, daß er selbst nicht frei sei von Verschuldung, trug dazu bei, seine sonst feste Hand zittern zu machen und sein klares Weidmanns-auge zu trüben.

So gingen die Tage hin in der Oberförsterei, trübe und unbehaglich. Kaum, daß die Eheleute überhaupt noch miteinander sprachen. Eine schwere Katastrophe schien in der schwülen Luft zu hängen.

Inzwischen war der Spätherbst herangekommen mit rauhen Stürmen und den ersten Vorboten von Frost und Schnee. Finsterer noch als sonst stand der Wald. Die wenigen Laubbäume unter dem Nadelholz büßten täglich von ihrem Blätterschmuck ein. Bald waren die prächtigen Herbstfarben ausgelöscht, das letzte Zeichen verwischt, das noch an Frühling und Sommer erinnern konnte. Nebel senkten sich schwer über die Waldlandschaft hernieder, wollten sich nicht heben lassen von der Sonne, die keine Kraft mehr hatte. Kalt und grau schien die ganze Natur, die Welt voll Todesahnungen und jede Hoffnung auf bessere Zeiten begraben.

Der Witterung zum Trotze ging Anna viel ins Freie. Sie suchte jene Plätze auf, an denen sie im vergangenen Sommer in seiner Gesellschaft geweilt. Jedes gemeinsame Erlebnis, jedes Wort, jeder Hände-

druck und Kuß, dessen Zeuge allein der verschwiegene Wald gewesen, lebte wieder auf in ihrem Gedächtnis. Und der graue Flor, den der November darüber gelegt hatte, stimmte gut zu ihrer Stimmung. Trostlos dem Ende zugeneigt, wie die in Leichenfarbe gekleidete Welt war ihr Gemüt, alles Hoffen unwiederbringlich dahin, wie Blätter, Gras, Blumen, die Zeugen ihres Glückes gewesen.

Kam da eines Tages Frau Pastorin Waibel zu Besuch in die Oberförsterei — wie sie selbst angab, nur um mal zu sehen, was die Verwandten machten. Der Oberförster war gerade nicht zu Haus, und Anna mußte sehen, wie sie allein mit der Dame fertig werde.

Die Pastorin erzählte erst dieses und jenes, aber es ging aus ihrem ganzen Gebaren hervor, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Nach einiger Zeit kam sie auch heraus damit: „Hast du denn schon gehört, liebe Anna, die Mönchsroder Försterei ist nun endlich besetzt?"

Das Mönchsroder Revier lag jenseits des Berges und grenzte auf der Höhe mit dem Quellenhayner Forst.

Anna fuhr zusammen bei der Frage, von einer eigentümlichen Vermutung gepackt. Und ohne ihre Wißbegier irgend zu verbergen, fragte sie atemlos: „Wer hat die Stelle bekommen?"

„Daß dir dein Mann so etwas nicht sagt!“ meinte die Pastorin mit lauerndem Blick. „Du kennst den neuen Förster; er war ja ein ganzes Jahr bei euch. Die Leute sagen, er hätte die Stelle durch Protektion erhalten. Merkwürdig, daß der Herr gerade so in eure Nähe kommen mußte! Nicht? Aber daß dir dein Mann gar nichts davon gesagt hat! Herr von Rüstädt ist nämlich schon angetreten.“

In diesem Tone erzählte sie weiter, dabei immer gespannt in Annas Gesicht blickend.

Anna war erbleicht. Alles Blut wurde ihr nach dem Herzen getrieben. Sie lächelte, ohne es zu wissen, und starrte mit weiten Augen die Sprecherin an. Ihr Kopf schwindelte, aber ihr Herz jubelte.

*

Rüstädt sah sich, nachdem er in seine Försterei eingezogen, zunächst einmal im Revier um. Mit Hilfe der Karten beging er die Grenzen und nahm dann die einzelnen Bestände dran. Bald merkte er, daß er auf einen Platz gestellt sei, wo es Arbeit gab.

Die Försterei Mönchsroda war vor nicht allzu langer Zeit errichtet aus Ankäufen, die der Fiskus gemacht. Das Land, minderwertig und schlecht gepflegt, war zu Kulturzwecken vom Staate erworben worden. Schließlich hatte man diese einzelnen Stücke zusammen=

gelegt und daraus ein selbständiges Revier gebildet. Wirklich alte Bestände, wie sie Rüstädt vom Quellenhahner Revier her kannte, gab es hier nur verschwindend wenige, dafür aber um so mehr liederlichen Bauernbusch, der durch Aufforsten und Anschonen erst der regelrechten Forstkultur gewonnen werden sollte.

Ein andrer würde vielleicht darüber geklagt haben, auf einen so unwirtlichen Platz gekommen zu sein; Rüstädt war damit gerade einverstanden. Hier war er vor eine das Leben ausfüllende Aufgabe gestellt. Von hier wollte er nicht wieder fortgehen, selbst wenn man ihm mit der Zeit bessere Stellen anbieten sollte; hier wollte er seine Tage beschließen. Sein einziges Interesse sollte forthin sein: dieses Stück Oedland, das ihm sein gütiger Fürst anvertraut, auf die denkbar höchste Stufe der Kultur zu bringen.

Freilich jetzt, wo der Winter vor der Thür stand, war nicht viel Großes zu unternehmen. Höchstens die Arbeit für das kommende Jahr konnte man vorbereiten. Sein Vorgänger hatte die Stelle nur als Durchgangsposten betrachtet und darum nur das Notwendigste gethan. Die meisten Arbeiten hatte er von Schulkindern und Frauen ausführen lassen, darum fehlte es an einem Stamm geschulter Waldarbeiter.

Um den Winter nicht müßig zu verbringen, beschloß Rüstädt, einige der wildesten Partien, in denen Schneebruch gehaust, und die niemals gesäubert worden waren,

zu läutern. Dazu brauchte er Männer. Er schrieb die Arbeit aus. Unter den Leuten, die sich meldeten, wählte er die, welche seinem beim Militär geübten Blicke als die Kräftigsten und Ausdauerndsten erschienen. Sie sollten ihm den Grundstock abgeben für einen Waldarbeiterstamm, mit dem er später das Entwässern, Wegebauen, Anlegen von Saatkämpen und andere Meliorationen vornehmen wollte.

Solche Thätigkeit hielt ihn von früh bis Abend in Atem. Wenn ihn die Dunkelheit ins Haus trieb, arbeitete er dann noch an dem arg vernachlässigten Forstschreibwerk, um schließlich, beim türkischen Tabak angelangt, seine Pläne weiterzuspinnen, im Geiste den Forst emporwachsen zu sehen, zu dem jetzt noch nicht einmal der Same in die Erde gesenkt war. Selten nur fand er Lust dazu, in den französischen Romanen zu lesen, von denen er sich eine Anzahl zur Unterhaltung mitgebracht. Selbst der Zeitung vermochte er in dieser Stimmung keinen Geschmack abzugewinnen.

Das Mönchsroder Forsthaus war aus einem ehemaligen Bauernhause entstanden, dessen Land man zum neugebildeten Revier geschlagen hatte. Die einzige große Stube lag zu ebener Erde, mit niedriger Holzdecke und mächtigem Kachelofen, in dem sich gleichzeitig die Kocheinrichtung befand. Alles das war geblieben, wie es die ehemaligen Besitzer verlassen. Rüstädt zog in dieses Zimmer, das wärmste und gemütlichste im Hause.

Eine alte Frau, die er angenommen, kochte ihm die Mittagsmahlzeit. Den Thee früh und abends bereitete er sich selbst. Einige Konserven und ein paar Dutzend Flaschen guten Weins hatte er für alle Fälle mitgebracht. Im Hundezwinger bellten ein Vorstehhund deutscher Rasse und ein Teckel. Sein Waffenschrank war schon von früher her gut versehen. So hatte er alles, was er zu Leben und Beruf brauchte.

Sein jetziges Einsiedlerleben stach merkwürdig genug gegen die letzten Wochen ab, die er in der Residenz zugebracht. Noch einmal hatte er wohl oder übel Besuche machen und Einladungen annehmen müssen.

Es war ihm prophezeit worden, er werde es in der Einsamkeit von Mönchsroda nicht lange aushalten; nur zu bald werde er von da zurückkehren in die wirkliche Welt. Wie schlecht kannten ihn die Menschen doch!

Mit wahrer Befriedigung hatte er schließlich seine Gesellschaftsanzüge weggeschenkt, als Gegenstände, die er nie mehr brauchen würde, mit vollem Bewußtsein die Schiffe hinter sich verbrennend.

Er dachte nicht daran, in dem neuen Heim irgend welchen geselligen Verkehr zu pflegen. Während seiner Lehrzeit im Quellenhayner Revier hatte er ja Land und Leute hier herum einigermaßen kennen gelernt, und er war der Ansicht, daß es nicht der Mühe lohne, Beziehungen anzuknüpfen. Er wollte die Menschen in

Ruhe lassen und erwartete, daß sie ein gleiches Verhalten ihm gegenüber beobachten würden. So hoffte er sich eingraben zu können wie der Dachs in seinen Bau.

Daß sein Haus kaum dritthalb Stunden vom Quellenhayner Forsthause entfernt lag, hatte ihm schon manche sorgenvolle Stunde bereitet. Diese Nachbarschaft war das einzige, was er an seinem Mönchsroder Reviere auszusetzen fand. Sie rief ihm die Erinnerung wach an einen Abschnitt seines Lebens, den er kaum noch zu begreifen vermochte.

Wert und Unwert eines Gefühles kann man recht eigentlich erst aus einer gewissen Entfernung bemessen. Jetzt, nachdem Monate vergangen, seit er Anna zum letztenmale gesehen, erkannte Rüstädt erst, wie wenig ihm eigentlich das Verhältnis zu ihr bedeutet hatte. Eine kurze Episode war es gewesen in seinem Leben. Ein leichter Sieg, auf den er sich nicht allzuviel einbilden durfte. Jugend, Unerfahrenheit und nicht zuletzt die Gelegenheit, hatten sie ihm als leichte Beute in die Hand gespielt. So oft er früher ernsthaft geliebt, wenn es zum Bruch gekommen, hatte er doch stets eine schmerzliche Krise seines ganzen Seins durchgemacht, wie verwaist war er sich jedesmal vorgekommen. Aber diesmal war die Wunde schnell geheilt. Die Wonne des Zueinanderfindens, die Freude des Einanderzugehörens hatte er ausgekostet, und als sich

die Tragik solcher Liebe verhängnisdrohend zu melden begann, da hatte ihn ein gütiges Geschick von ihrer Seite wegversetzt.

Anna würde inzwischen wohl auch ruhiger geworden sein und eingesehen haben, daß es so das beste sei. Er hatte ihr nicht geschrieben, obgleich ihn die Versuchung in der ersten Zeit manchmal angewandelt. Er glaubte, wenn sie nichts von ihm höre, werde sie ihn am ehesten vergessen.

Jetzt kam alles auf sein Verhalten an, sagte er sich. Er mußte kaltes Blut bewahren, er mußte die einmal angenommene Rolle mit Konsequenz zu Ende führen. So allein nur war es möglich, ein unerquickliches Nachspiel zu verhindern.

Auch darum schon wollte er in keinem Hause der Umgegend verkehren, weil es der Zufall doch hätte fügen können, daß er ihr am dritten Orte begegne.

X.

Mit Oberförster Seltmann sollte Rüstädt nur allzubald zusammenkommen.

Der Oberförster hatte eine Versammlung sämtlicher Förster der Umgegend einberufen, um zu beraten, was

gegen die neuerdings wieder frecher denn je auftretende Wilddieberei geschehen solle.

Auch Rüstädt folgte der Aufforderung, aber er sah der Begegnung nicht gerade mit angenehmen Erwartungen entgegen. Auf den ersten Blick erkannte er, daß Seltmann nicht mehr unbefangen sei. Von der biederen Offenheit, mit der ihm der Oberförster ehemals begegnet, war heute keine Rede. Die Begrüßung der beiden Männer fiel steif und frostig aus.

Dem Major war es fast lieb so. Der Groll des Mannes schien ihm leichter zu ertragen als seine Freundlichkeit. Nichts hatte ihn bisher bei dem ganzen Handel so gedemütigt als die Notwendigkeit, dem Gatten gegenüber erlogene Zuvorkommenheit aufrecht zu erhalten.

Rüstädt entfernte sich aus der Versammlung, so früh es irgend angängig war, um dem Alten das Peinliche seiner Anwesenheit zu ersparen. Daß die andern Forstleute ihm das wahrscheinlich als Hochmut auslegen würden, nahm er mit in Kauf. War man doch so wie so nicht gut auf ihn zu sprechen, weil er nicht von der Pike auf gedient hatte. Wahrscheinlich mißtraute man auch dem Aristokraten, hielt ihn wohl gar für einen Streber, der Carriere machen wollte. Nun, das konnte Rüstädt nicht ändern; mit der Zeit würden ihn die Leute schon besser kennen lernen.

Bei jener Versammlung waren energische Maß-

regeln beschlossen worden. Die Wilddiebe kamen von jenseits der Landesgrenze. Es war ihnen besonders schwer beizukommen, da jede Verfolgung aufhören mußte, sobald sie sich und ihre Beute ins neutrale Gebiet gerettet hatten.

Regelmäßige Patrouillengänge entlang der Grenze waren verabredet worden. Ein Förster sollte den andern auf seinem Jagdgebiet unbeanstandet Durchgang gewähren. Ein Kennwort ward ausgegeben, Hilfs- und Alarmsignale wurden ausgemacht.

Die ganze Jägerei der Gegend befand sich in Alarmzustand. Seltmann, als der älteste und angesehenste Weidmann weit und breit, hatte die Führung in diesem Feldzuge im Kleinen übernommen.

Auch Rüstädt widmete sich der Sache mit Eifer. Er wollte den Andern zeigen, daß er würdig sei, das grüne Kleid zu tragen. Er erkannte hierin einen Appell an seine Unerschrockenheit. Der Offizier in ihm war erwacht.

Er machte fleißig Rundgänge in seinem Forste. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Wohl aber waren auf einem andern Revier bereits Schüsse gewechselt worden zwischen Wilderern und Förstern, ohne Ergebnis.

Der erste starke Schneefall trat Mitte November ein. Am frühen Morgen schon fand er Rüstädt auf den Beinen, der den hochwillkommenen Spurschnee ausnutzen wollte, um Fährten zu untersuchen. Fuchs,

Marder, Iltis und andres Raubzeug schienen in Überzahl vorhanden, so daß er beschloß, Fallen aufzustellen.

Als er von seiner Streife durchs Holz auf den Hauptweg kam, der nach seinem Hause führte, fielen ihm im Schnee menschliche Fußspuren auf. Man war da vor kurzem gegangen; die Spur war noch ganz deutlich. Es war ein kleiner Fuß, wie von einem Kinde oder von einer Frau. Wahrscheinlicher war das letztere, denn an einigen Stellen hatten die Röcke geschleppt.

Rüstädt verfolgte diese Fußstapfen voll Spannung; ein beunruhigender Verdacht hatte sich seiner bemächtigt. Die Spur führte zum Waldrand an eine Stelle, von wo aus, tiefer im Gelände, das Mönchsroder Forsthaus zu erblicken war. Dort war man stehen geblieben — ein runder Fleck zeigte sich ausgetreten im Schnee —, dann war man umgekehrt und über den Berg in der Richtung nach dem Quellenhayner Forst zurückgegangen.

Also hier hatte sie gestanden und nach seinem Hause hinabgeblickt! Vielleicht war es nicht das erste Mal gewesen. Nur der frisch gefallene Schnee war zum Verräter geworden.

Rüstädt erschrak in innerster Seele. Diese kleine Fußspur im tiefen Schnee redete eine deutliche Sprache zu ihm.

Alle seine Annahmen waren also falsch; sie hatte ihn nicht vergessen, sie wollte nicht von ihm lassen. Und würde sie sich begnügen, hier am Waldrande zu stehen und sehnsuchtsvolle Blicke nach seinem Hause zu schicken? Wie er die Frauen kannte, nicht! Eines Tages würde sie von neuem vor ihn treten mit ihrem verhängnis-vollen: „Was wird aus mir?“

*

Am nämlichen Abend, als Rüstädt in seinem Armstuhle saß, darüber nachsinnend, wie er nach dieser Entdeckung sein Verhalten einrichten wolle, hörte er plötzlich durch die Nachtstille einen Ton hallen, der ihn auffahren machte: ein Schuß, wenn auch in weiter Ferne.

Er sprang ans Fenster, öffnete es und lauschte in die Nacht hinaus. Ein zweiter Schuß fiel; diesmal hatte er genau die Richtung feststellen können.

Er überlegte: sollte er zu einem seiner Kollegen gehen und sich mit ihm vereint auf die Suche nach dem nächtlichen Schützen machen? Er hatte es weit bis zum nächsten Forsthause. War es seiner nicht würdiger, die Sache allein auszuführen? Einen Augenblick nur schwankte er, dann hatte er auch schon seinen Drilling in der Hand, und damit hinaus.

Die Nacht war windstill und mondklar, dazu

leuchtete der Schnee, so daß man hätte meinen können, es sei heller Tag.

Rüstädt schritt, ohne einen Weg anzunehmen, quer durch den Wald, bergan, in der Richtung der vernommenen Schüsse. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte mit gespannten Sinnen nach jedem Laut, sorgfältig bedacht, selbst so wenig als möglich Lärm zu machen.

Über eine Stunde war er schon so gegangen, ohne das geringste Verdächtige entdecken zu können.

Seine Gedanken, anfangs ganz bei der Sache, fingen an, sich Anderem zuzuwenden. Eine leichte, beinahe freudige Laune kam über ihn. Es ist schwer, sich der eigenartigen Stimmung zu entziehen, die der Mondschein im Walde ausübt. Alles ist wie verzaubert. Das grelle Licht rückt die Dinge so nahe an uns heran, das Dunkel erscheint dunkler und das Geheimnisvolle geheimnisvoller. Jeder Spuk mag in solcher Nacht glaubhaft erscheinen. Mehrmals meinte er in einem ungewöhnlichen Stein oder Strauch eine verdächtige Gestalt zu erkennen; ja, das eine Mal war er seiner Sache ganz sicher: dort stand ein Kerl mit angelegter Büchse. Schließlich war es ein harmloser Baumstumpf, der ihm das Herz hatte schneller klopfen machen.

Rüstädt malte sich aus, wie es sein würde, wenn er von Wilderern überfallen worden und auf dem Platze geblieben wäre. Er war bei seinem eignen Be-

gräbnis anwesend, hörte die Grabrede und fühlte sich plötzlich von aufrichtiger Trauer und innigster Rührung erfaßt, als habe er soeben einen guten Freund begraben. Wie wenig Menschen gab es doch schließlich, denen sein Tod etwas bedeutet hätte, die ihn ernstlich betrauern würden! Wie allein war man doch in der Welt, wie furchtbar allein!

Und mit einem Male waren seine Gedanken bei Anna, — er wußte selbst nicht, wie das kam. Sie war ihm wunderbar nahe, als schreite sie neben ihm, als halte er ihre Hand in der seinen, wie einst. O, wie er sie in diesem Augenblicke liebte, aus seiner Vereinsamung heraus! Was war das Leben, wenn man nicht das Bewußtsein hatte, wenigstens einem Mensch anzugehören? Es war Unsinn, alles Unsinn, was er sich da vorgeredet hatte, daß sie ihm gleichgültig geworden sei. Wenn er sie jetzt hier gehabt hätte, wie wären alle Gründe der Vernunft verflogen, mit denen er sich hatte festmachen wollen! Er dachte an seine Entdeckung vom Morgen; in ganz andrer Beleuchtung erschien sie ihm jetzt. Also im Schnee hatte sie gestanden um seinetwillen! Er sah sie ordentlich vor sich, von einem Fuße auf den andern tretend, unschlüssig, sich nicht getrauend, zu ihm hinabzugehen. Vielleicht saß sie jetzt noch auf drüben im Quellenhayner Forsthause und dachte seiner. Er erwärmte sich an dem Gedanken.

Inzwischen war er auf den Bergkamm und damit

an die Grenze seines Reviers gekommen. Hier begann die Fuchslehde, jener Streifen Ödland, auf welchem Unkas verendet gefunden worden war.

Rüstädt machte Halt, vor ihm lag eine Lichtung; gegenüber das Fichtendickicht war bereits Quellenhayner Revier. Weiter wollte er nicht gehen. Es war ja doch aussichtslos, auf ein paar ferne Schüsse hin einen ganzen großen Wald abzusuchen.

Während er noch stand, hörte er auf einmal ein Knacken, wie wenn auf einen dürren Zweig getreten worden sei. Da — noch einmal! Es kam von jenseits der Lichtung, aus den Fichten. War es Tier oder Mensch?

Rüstädt glaubte das eigne Herz schlagen zu hören; er umfaßte den Lauf seines Gewehres fester, überlegend, daß er durch den Mond, der gerade über ihm stand, gutes Büchsenlicht habe.

Die dunkle Masse der Zweige ihm gegenüber teilte sich an einer Stelle, zwei Männer traten hintereinander auf den halberleuchteten Platz heraus. Einen Augenblick machten sie Halt und schritten dann quer über die Lichtung.

Als das volle Mondlicht ihre Gestalten traf, erkannte sie Rüstädt; es war Oberförster Seltmann, begleitet von Schrupper, der den Schweißhund an der Leine führte.

Rüstädt überlegte, ob er sie ruhig vorbei lassen solle. Aber Findig hatte bereits Witterung von ihm

bekommen und schlug an. Sofort sprangen beide Männer, die eben den Hochwald erreicht hatten, jeder hinter einen Baum und gingen in Anschlag. Da rief Rüstädt das Kennwort und trat aus seinem Versteck hervor. Der Oberförster antwortete mit dem Kennwort und kam vor, noch nicht ahnend, mit wem er es zu thun habe. Rüstädt lüftete grüßend den Hut, wobei ein Mondstrahl über sein Gesicht fiel. Der Oberförster machte jäh Halt.

So standen sie eine Weile und blickten einander an, Gewehr im Arm, so nahe, daß jeder das Auge des andern erkennen konnte. Keiner sagte etwas. Dann machte der Oberförster Kehrt und ging fort.

Rüstädt blieb stehen, völlig überwältigt von dem eben Durchlebten. Findig drängte sich an ihn heran und sprang, den alten Freund wieder erkennend, freudig bellend an ihm in die Höhe.

Dann kam auch Schrupper und erzählte: etwa in der elften Stunde hätten sie zwei Schüsse gehört und seien aufgebrochen, um den Wildschützen beizukommen. Mit Hilfe des Hundes hätten sie auch Anschuß und Schweiß gefunden, aber leider zu spät. Die Spuren führten nach der Landesgrenze; den Spitzbuben war es also wieder einmal geglückt, sich und die Beute in Sicherheit zu bringen.

Der Oberförster pfiff dem Hunde, der sofort folgte, und auch Schrupper ging seinem Herrn nach.

Langsam schlug Rüstädt den Heimweg ein, tief in Gedanken. Er wurde das Bild nicht los: Annas Gatte ihm gegenüber, Gewehr im Arm, ihn mit dem scharfen Weidmannsauge musternd. Selbst für den Mutigsten hat es etwas tief Beunruhigendes, das Bewußtsein, einen Todfeind zu haben.

XI.

Pastor Waibel kam jetzt öfters in die Quellenhayner Oberförsterei. Wenn er Anna begegnete, ließ er sie durch vernichtende Blicke seine moralische Entrüstung fühlen.

Was machte sie sich aus solcher Verachtung! Konnte ein Mann wie Waibel verstehen, daß sie sich ihrer Liebe nicht schämte?

Was der Pastor mit ihrem Gatten bespreche bei solchen Gelegenheiten, wußte Anna nicht; daß es für sie nicht günstig sei, schloß sie daraus, daß der Oberförster nach jeder Zusammenkunft mit dem geistlichen Vetter nur noch finsterer vor sich hin brütete. Anna machte sich darüber keine tieferen Sorgen, aber das, was sie eines Tages erfahren sollte, kam ihr doch überraschend und versetzte sie in die größte Erregung.

Zwischen den beiden Männern war besprochen worden, daß Hellmut die Weihnachtsferien nicht im elterlichen Hause verbringen solle, sondern unter Pastor Waibels Obhut in dessen Pfarrhause. Das erfuhr Anna nur ganz gelegentlich, als sie ihrem Manne von Vorbereitungen sprach, die man für Hellmuts Bescherung zu treffen habe.

Anna hatte sich zwar daran gewöhnt, vieles über ihren Kopf weg angeordnet zu sehen, aber das hier war ihr zu viel. Ihr Junge während der Ferien in ein fremdes Haus gegeben! Was dachte ihr Mann denn?

Weshalb das sein solle, fragte sie. „Weil ich's so bestimmt habe!“ entgegnete er. Aufs höchste aufgebracht meinte Anna dagegen, sie werde das nicht zulassen, sie verlange den Jungen.

Ihr Mann maß sie mit einem feindlichen Blicke. „Wenn du die Mutter danach wärst, ja! Aber einer Frau wie dir vertraut man nicht sein Kind an.“

Anna senkte das Haupt, schwer getroffen. „Ihr wollt mir das Kind nehmen?“ fragte sie nach einiger Zeit, Thränen in der Stimme. Der Oberförster schwieg.

„Ihr werdet den Jungen nicht zwingen!“ rief die Mutter, zum Äußersten gebracht. „Er wird sich's nicht gefallen lassen. Er hat mich lieb; er gehört mir!“ Mehr brachte sie im Augenblicke nicht heraus vor Weinen.

„Das laß nur Waibels Sorge sein!“ erwiderte Seltmann kühl; „Waibel wird den Bengel in die Kur nehmen. Es ist die höchste Zeit, daß er gestutzt wird. Er ist allzusehr nach der Frau Mama geraten! Alles Flennen ändert nichts!“

„Und der heilige Christ für das Kind?“ klagte Anna.

„Heiligen Christ werden wir in diesem Jahre überhaupt nicht haben,“ erwiderte Seltmann in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß.

An dem Tage, der Hellmut bringen sollte, fuhr der Oberförster selbst nach Kupferberg, um den Jungen an der Bahn in Empfang zu nehmen, was bisher stets Sache der Mutter gewesen. Diesmal würde sie ihn überhaupt nicht zu sehen bekommen; er sollte sofort in das Pfarrhaus befördert werden.

Anna war wie von Sinnen. Eine solche Vergewaltigung! Wenn sie selbst körperlich gemißhandelt worden wäre, so hätte sie das leichter ertragen als den Gedanken, daß ihr Junge für sie büßen solle. Das arme Kind würde ja gar nicht den Zusammenhang verstehen. Und ihn zu wissen in den Händen eines Paares, dem sie gegen ihr Fleisch und Blut jede Grausamkeit zutraute! Hellmut, dieses lebendige, Freiheit gewohnte Kind, in Korrektion gegeben! Verzweifeln würde er!

Nein, sie wollte das nicht ertragen! Aber was

für Mittel hatte sie in der Hand, es zu verhindern? Dem Jungen schreiben? — Man würde ihm den Brief nicht geben. Selbst zu ihm gehn? — Man würde sie nicht an ihn heran lassen.

Es gab nur einen Menschen, der hier helfen konnte, der eine, zu dem sie trotz allem, was geschehen, noch immer das tiefste Vertrauen hegte, der ihr helfen mußte, weil sie ihn so grenzenlos liebte.

Heute, das wußte sie, würde sie den Mut finden, bis zu ihm zu dringen; heute brauchte sie nicht mehr zagend von ferne zu stehen, sich nicht getrauend, seine Schwelle zu überschreiten. Heute gab ihr ja das Unglück ein Recht, vor ihn hinzutreten und zu bitten: hilf mir!

*

Der Oberförster war noch nicht lange fort auf seinem Schlitten, als sich Anna in der Richtung nach dem Mönchsroder Forsthause auf den Weg machte.

Sie kannte den Weg ja nur zu gut, den Berg hinan und hinab; in anderthalb Stunden konnte man dort sein. Tapfer schritt sie durch den hohen Schnee.

Rüstädt war nicht zu Haus. Aber die Aufwartung sagte, er esse jeden Tag pünktlich um zwei Uhr zu Mittag, eine halbe Stunde vorher komme er herein, um sich umzuziehen. Anna beschloß also, zu warten.

Klopfenden Herzen betrat sie das Zimmer, das

er bewohnte; kaum, daß sie es wagte, sich auf den Stuhl zu setzen, den ihr die Aufwartung diensteifrig anbot. Sie sah sich um. Da waren die bekannten Gegenstände, die ihn umgaben: Bilder, Rauchzeug, Schreibsachen, Bücher, alles, wie er es auch in ihrem Hause um sich gehabt hatte. Dasselbe feine Aroma des Tabaks, den er zu rauchen pflegte, herrschte auch hier. Dort hing sein Gewehr, auf dem Tisch lag ein Jägerhut, ein paar Handschuhe von Wildleder darüber. — Die ganze Persönlichkeit stand mit einem Male zum Greifen deutlich vor ihr, als sie diese Zeugen seines Tageslebens wiedererkannte.

Anna bemerkte, daß die Einrichtung des Zimmers manches zu wünschen übrig ließ; an verschiedenen Stellen lag Staub. Wie gern hätte sie hier Ordnung gestiftet! Es war so schmerzlich, zu denken, daß er es nicht gut habe. Wie hätte sie ihn umgeben mögen mit aller fürsorgenden Aufmerksamkeit! Wie gern würde sie jede Mühe und Anstrengung auf sich genommen haben, wenn es ihm gegolten!

Rüstädt kam pünktlich zur angegebenen Zeit. Anna sah ihn vom Walde hereinkommen mit den beiden Hunden. Pfeifend schritt er an den niederen Fenstern des Zimmers vorbei. Dann hörte sie, wie er draußen die Hunde einsperrte; bald darauf trat er ein.

Anna hatte sich erhoben. Er starrte sie an wie eine Geistererscheinung.

Er fühlte es mit jäher Erkenntnis: sein Schicksal stand vor ihm. Es sollte ihm nichts erspart bleiben. Er hatte geglaubt, leichteren Kaufs davonzukommen. Aber ein liebendes Weib läßt sich nicht so abschütteln.

Rüstädt war sehr bleich geworden. Schnell ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann plötzlich, seiner Pflichten als Hausherr eingedenk werdend, reichte er Anna die Hand und führte sie zu einem Stuhle.

Sie dankte ihm mit einem Blicke, von seiner Aufmerksamkeit angenehm berührt. Sie hatte es ja gewußt, daß er ihr freundlich begegnen würde. Ihr Zutrauen hatte sie nicht getäuscht.

Ermutigt durch den guten Anfang, begann sie von dem zu sprechen, was sie hergeführt: Hellmut und das Geschick, das ihm zugedacht sei. Die Zunge war ihr nun einmal gelöst, sie berichtete weiter von ihren eignen Bedrängnissen, was sie alles durchgemacht in der letzten Zeit. Davon erzählte sie mit der eifernden Geläufigkeit einer Frau, die sich in ihrem Rechte weiß.

Welchen Eindruck ihre Worte auf Rüstädt machten, konnte sie nicht erkennen. Er stand an einem der Fenster und blickte hinaus, wohl bestrebt, ihr seine Züge zu verbergen.

Rüstädt hörte jedes Wort und war ergriffen. Schwerer noch als das, was sie sagte, traf ihn das, was sie verschwieg. Was hatte sie leiden müssen durch

ihn und um ihn! Und der schwerste Vorwurf, zwischen ihren Worten unausgesprochen, aber für sein Ohr doch deutlich vernehmbar: erst hast du meine Liebe genossen, und dann bist du gegangen, hast mich im Stiche gelassen in schwerer Zeit, hast mich der Gefahr ohne Schutz überlassen. Mit unerträglicher Wucht fiel ihm die Anklage aufs Gewissen: Feigheit!

Und trotz alledem dieses Vertrauen zu ihm! Keine Bitterkeit, keine Rache, keine Drohung! Nur dieser unermeßliche Glaube. Das entwaffnete ihn vollends. Er fühlte sich klein ihr gegenüber. Sie war ihm rührend und verehrungswürdig gleicherzeit. Wie kleinlich und niedrig erschien sein Verhalten im Vergleich zu dem ihren! Wahrhaftig, dessen war auch nur eine Frau fähig, einer solchen, die bitterste Kränkung vergessenden und vergebenden Liebe.

Sie bat, daß er ihr den Jungen verschaffe; er müsse eingreifen, dürfe nicht dulden, daß das Kind der Mißhandlung ausgesetzt werde.

Rüstädt sah sofort, daß das, was sie sich in weiblicher Lebhaftigkeit als ganz leicht ausführbar vorgestellt hatte, unmöglich sei. Wie konnte er sich in Hellmuts Erziehung einmischen? Nein, hier durfte er nichts thun! Der Angelegenheit mußte er sich — das geboten Vernunft und Zartgefühl — fernhalten.

Aber ganz andere Gedanken waren in ihm rege geworden. Möglichkeiten erblickte er vor sich, an die

er wohl schon früher verstohlen gedacht, aber die er absichtlich in den Hintergrund gedrängt hatte. Klarer und klarer sah er den Weg, den er zu gehen haben würde, um aus diesem Wirrsal widerstreitender Gefühle und Pflichten herauszukommen. Und auf diesem Wege würde er auch die Mutter, die jetzt ratlos zu ihm geflüchtet war, auf diesem Wege würde er auch Anna herausführen aus allen ihren Bedrängnissen.

Eine klare, schlichte Stimmung hatte sich seiner bemächtigt; wie einem zu Mute ist, wenn man in einer sittlichen Frage einen großen Entschluß faßt.

Mit ernsten, ruhigen Worten vermochte er Anna auseinanderzusetzen, daß er ihren Wunsch jetzt nicht erfüllen könne. Anna brach in Thränen aus. Wenn er ihr nicht helfen wollte, wer dann? —

Er redete ihr in freundlicher Weise zu und brachte sie schließlich dazu, die Sache ruhiger anzusehen. Der Oberförster liebte sein Kind doch schließlich auch, und etwas wirklich Schlimmes würde dem Jungen sicherlich nicht geschehen.

Noch hielt er die Zeit nicht für gekommen, ihr von den Plänen zu sagen, die in seinem Innern gärten. Er nahm ihr nur das Verspechen ab, daß sie sich in Geduld fassen wolle.

XII.

Eine große Ruhe war über Anna gekommen, seit sie mit Rüstädt gesprochen hatte. Was er vorhabe, wußte sie nicht eigentlich, aber sie hatte das sichere Gefühl, daß er alles zum Guten hinausführen werde. Wirklich getröstet legte sie den Heimweg zurück.

Der Oberförster war noch nicht heimgekehrt, wie sie richtig berechnet hatte. Er kam erst abends. Anna brachte es über sich, ihn nach Hellmut zu fragen. Seltmann war mißgestimmt und ließ nicht viel heraus. Nur daß der Knabe sich nicht in die Neuordnung der Dinge habe fügen wollen, deutete er an; das sei ihm aber schnell ausgetrieben worden.

Anna mußte sich mit diesen hingeworfenen Brocken begnügen, sie sagten ihr genug. Aufs neue fühlte sie sich in Unruhe gestürzt. Im Geiste sah sie ihren Jungen in dem fremden Hause, bei diesen kalten, ihm feindlich gesinnten Leuten. Weinend mochte er sich zu Bett geschlichen haben, mochte sich trostlos und ratlos nach der Mutter sehnen, gleich ihr keinen Schlummer findend.

Am nächsten Morgen wollte sie nochmals ernstlich mit dem Oberförster sprechen. Vielleicht würde er doch ein Einsehen haben und Hellmut kommen lassen. Die Unterredung, die sie heute mit Rüstädt gehabt, hatte ihr Selbstvertrauen gehoben. Sie traute sich zu, ihrem Manne die Stirn zu bieten.

Aber als sie bei hellem Tageslicht erwachte, fand sie, daß sie sich verschlafen habe. Der Oberförster war bereits ins Revier gegangen. Anna erwog bei sich, ob sie es nicht wagen solle, anspannen zu lassen und zu Pastor Waibel zu fahren, um Hellmut zu besuchen. Wenn sie ihn auch nicht mit sich fortnehmen durfte, so konnte sie ihm doch wenigstens einige Eßwaren zustecken. Es wurde nämlich behauptet, die Pastorin knausere mit dem Essen, und Anna glaubte solchem Gerüchte nur zu gern.

Sie saß, dieses und Ähnliches bedenkend, noch am Frühstückstische, als sie auf ein scharrendes Geräusch an der Außenwand aufmerksam wurde. Nach dem Fenster blickend, erkannte sie dort auf einmal das Gesicht ihres Jungen, die Nase gegen die Scheibe gedrückt, mit feuerroten Backen, wie er großäugig ins Zimmer starrte.

Anna saß einen Augenblick starr vor Schreck, dann sprang sie ans Fenster. Hellmut, der auf einem Sägebock stand und sich auf den Fußspitzen zu dem für ihn noch immer hohen Parterrefenster emporreckte, machte der Mutter verstohlen allerhand Zeichen. Sie verstand; der Vater war nicht da, er konnte ruhig sein. Sie öffnete einen Fensterflügel und küßte den Jungen mitten ins Gesicht. Darauf war sie ihm beim Einsteigen behilflich.

Als Hellmut in dieser Weise eingedrungen war, fiel er seiner Mutter in die Arme, noch völlig außer

Atem. Er hatte zwei gute Stunden Wegs hinter sich, die er zum größeren Teile im Trabe zurückgelegt.

Nachdem man sich genug gethan mit Umarmen und Küssen, ging Hellmut an den gedeckten Tisch, an dem sein Blick begehrlich haften blieb. Die Mutter fragte ihn, ob er denn schon etwas genossen habe. Er erzählte, er sei vor allen andern im Pfarrhause aufgestanden und davongelaufen.

Natürlich gab das der Mutter Anlaß, das Kind zu bedauern und von neuem an ihr Herz zu schließen. Was irgend an Leckerbissen im Hause war, schaffte sie heran und hatte die Genugthuung, den Jungen tapfer einhauen zu sehen.

So saßen die beiden einander gegenüber, als sei nichts geschehen. Hellmut erzählte von lustigen Streichen, die sie in der Klasse ausgeführt hatten, und die Mutter, in diesem Augenblicke selbst ein großes Kind, erlebte alles mit.

Als der Junge gesättigt war, drängte sich die Frage auf: was weiter? Da wurde sich Anna freilich mit einem Male wieder bewußt, was über ihr schwebe. Was sollte werden, wenn der Oberförster zurückkehrte? Wie würde er Hellmuts Flucht aufnehmen? Wie sollte man seinen Zorn beschwichtigen? Ratlos stand sie vor solchen Fragen.

Aber Hellmut hatte schon einen Plan fertig. Nicht ohne Nutzen hatte er seine Indianerbücher gelesen. Er

wollte mit der Mutter fliehen, weit weg. Eßwaren sollten mitgenommen werden für einige Tage, und damit in den Wald. Diesen Gedanken trug er mit Feuer und nicht ohne Beredsamkeit vor; ihm war es völlig ernst mit seinem Vorschlage.

Die Mutter schüttelte traurig den Kopf; das ging ja nicht! Ihr wurde jetzt erst die ganze Schwierigkeit ihrer Lage klar, als das Kind seinen abenteuerlichen Plan auskramte. Was sollte sie thun? Den Jungen zu Pastor Waibel zurückschicken? Auf keinen Fall! Ihn hier versteckt halten? Wie bald mußte das an den Tag kommen! Und das Kind, das jetzt mit strahlenden Augen vor ihr saß, der strafenden Hand des Vaters überantwortet zu sehen, das brachte sie auch nicht übers Herz.

Ihre Gedanken gingen wieder den Weg, den sie in letzter Zeit immer gegangen waren, wenn sie um Rat und Hilfe verlegen war. Kein andrer konnte hier helfen! Dem Ratschlage, den er ihr geben würde, wollte sie sich blindlings unterwerfen.

Hastig machte sich Anna zum Ausgang bereit und befahl Hellmut, mitzukommen. Sie sagte ihm nicht, was sie vorhabe, denn noch scheute sie sich, den Namen „Rüstädt" vor des Kindes Ohren zu nennen.

*

Rüstädt hatte eine schlaflose Nacht außerhalb des Bettes zugebracht. Das Erlebnis vom gestrigen Tage hatte ihn in der Tiefe aufgewühlt. Er verlebte eine Reihe jener seltenen Stunden, wo der Mensch unter dem Hochdrucke des Außerordentlichen, befreit von allen kleinlichen Rücksichten und Erwägungen, zu großen, freien, weit in die Zukunft vorgreifenden Entschlüssen gelangt.

Das Ergebnis war: er würde Anna heiraten.

Wahrlich, nicht leichten Herzens war Rüstädt zu diesem Entschlusse gekommen. Er wußte, daß Minne und Ehe zwei grundverschiedene Dinge sind. Er gab seine Freiheit auf. Er, der so sehr an einem ruhigen Dasein hing, er, der für die Einsamkeit so viel Gaben mitbrachte, sollte sich fortan in die zerreibenden Sorgen des Familienlebens schicken! — Und was tauschte er für seine geliebte Unabhängigkeit ein? Konnte er sicher sein, mit Anna glücklich zu werden? Würde sie nicht vielleicht in der Ehe ganz andre Seiten hervorkehren als die lichten Züge, die er jetzt an ihr sah? Würde nicht von vornherein ein Schatten liegen auf ihrem Glücke: die nicht aus der Welt zu schaffende Thatsache, daß sie zuvor einem andern angehört, und das Bewußtsein, daß sie gemeinsam diesen andern hintergangen hatten? Waren das nicht verhängnisvolle Morgengaben?

Aber wenn Rüstädt auch alles das klar vor sich

sah, so stand dieser Gedankenreihe doch eine andre, ebenso geharnischte gegenüber: das Bewußtsein, wie viel er gut zu machen habe. Ob er glücklich werde, das war eine Frage von untergeordneter Bedeutung der ehernen Pflicht gegenüber. Seine Ehre war verpfändet in dieser Sache. Er konnte Anna nicht im Stiche lassen in einer Lage, der sie nicht gewachsen war, und in der sie, blieb Hilfe aus, zu Grunde gehen mußte. Keiner der Vorwürfe, die er sich seit gestern gemacht, war schwerer auf sein männliches Selbstbewußtsein gefallen als der, daß er den feigen Versuch gemacht hatte, eine Frau für sich in die Bresche springen zu lassen. Er hätte sich selbst verachten müssen, wäre er ein zweites Mal der Gefahr aus dem Wege gegangen.

Nun hatte er der Notwendigkeit mutig ins Angesicht geschaut, und da war ihm diese Antwort geworden.

Daß Anna einwilligen werde, stand für Rüstädt fest. Niemals zwar war zwischen ihnen über diese Möglichkeit gesprochen worden, aber unausgesprochen hatte es oft genug in der Luft geschwebt, zu heikel, um mit nüchternen Worten abgemacht zu werden. In der Frage der Frau: „Was wird aus mir?" hatte es mit inbegriffen gelegen.

Wie aber würde sich der Gatte zu der Frage einer Scheidung stellen? Wußte er alles? Und wenn, mußte er dann nicht das Verlangen hegen, eine Ehe aufzulösen,

die, längst zur Lüge geworden, nur ein Ärgernis bedeuten konnte für jeden Mann von Ehre? —

Aber der Oberförster — wie ihn Rüstädt kannte — war ein verschlossener, schwer zu berechnender Charakter. Konnte man wissen, was im Laufe eines sechzigjährigen Lebens für Ansichten und Grundsätze sich bei ihm abgelagert und versteinert haben mochten? — Er dachte an manchen Zug von Eigensinn und Trotz, den er an dem Alten beobachtet. Er dachte auch an jenes nächtliche Zusammentreffen neulich auf der Fuchslehde, und an den unheimlich haßerfüllten Blick, mit dem ihn der Oberförster da gemessen hatte.

Leichten Kaufes würde er seine Rechte an Anna jedenfalls nicht aufgeben. Sein Weib mußte ihm schließlich doch ans Herz gewachsen sein in zehnjähriger Ehe. Einmal hatte er sie doch geliebt! War nicht ein Zeugnis dafür da, das deutlich sprach? —

Ja, dieses Kind! Das war ein andres schweres Bedenken. Gesetzt den Fall, der Oberförster willigte in die Scheidung, würde er nicht den Knaben für sich beanspruchen? Hatte er nicht bereits den ersten Schritt gethan, das Kind den Händen der Mutter zu entziehen? Gewiß, wenn er Hellmut behielt, so bedeutete das eine große Verantwortung und eine Last weniger für Rüstädt; aber wie würde Anna, die so an dem Jungen hing, eine solche Maßregel ertragen?

Alle diese Fragen gehörten schließlich vor den

Richter, das wußte Rüstädt wohl. Er selbst war in Rechtssachen wenig bewandert. Aber er ahnte, daß es von Bedeutung sei, wie eine solche Angelegenheit von vornherein in die Wege geleitet werde, und daß durch Unkenntnis des Gesetzes hierin leicht viel versehen werden mochte.

Er entschloß sich daher, an einen Jugendfreund zu schreiben, der Jurist war. Er schilderte ihm seinen Fall, ohne Namen zu nennen, als suche er Rechtsbelehrung für dritte Personen.

Rüstädt schrieb eben an diesem Briefe, als Anna ihren Jungen an der Hand, bei ihm eintrat.

Die herzliche, lebhafte Freude, die Hellmut beim Wiedersehen mit seinem Freunde und Gönner an den Tag legte, half über die Befangenheit der Begrüßung hinweg. Rüstädt, dem Annas Besuch völlig unerwartet kam, glaubte zu bemerken, daß sie allein mit ihm zu sprechen wünsche. Er schickte also den Jungen ins Freie; einen günstigen Vorwand dazu gaben ihm die Hunde ab, die Hellmut noch nicht kannte. Sobald er fort war, berichtete Anna in Hast, was sich inzwischen ereignet habe.

Rüstädt erkannte sofort, daß hier ein arger Fehler begangen worden sei. War nicht dem Oberförster eine neue schwere Kränkung zugefügt dadurch, daß man eigenmächtig in seine Vaterrechte eingegriffen? Und auf ihn, Rüstädt, mußte der Verdacht fallen, als unter-

stütze er solches Thun. Wie erschwerte dieser unbedachte Schritt Annas das, was er vorhatte! Wieder einmal waren die Ereignisse schneller vorangeschritten, hatten einen ganz andern Weg genommen, als zu berechnen gewesen.

Sollte er Anna deshalb Vorwürfe machen? Von ihrem Standpunkte aus hatte sie ganz natürlich gehandelt! Furcht und Verzweiflung hatten sie von ihrem Gatten weg zu ihm getrieben. Es konnte ihn ja nur mit Stolz erfüllen, welche Größe des Vertrauens sie ihm fort und fort zeigte.

Er mußte nun endlich offen mit ihr reden.

Obgleich Anna auf die Frage, die er jetzt an sie richtete, seit seinen gestrigen Abschiedsworten nicht völlig unvorbereitet war, so kam ihr sein wirklicher Antrag doch mit erschütternder Wucht. Eine körperliche Schwäche befiel sie, sie mußte sich setzen; unter Thränen nur vermochte sie ihm endlich ihr Jawort zu geben.

Er achtete ihre Ergriffenheit. Keine knabenhafte Leidenschaftlichkeit — das fühlte er — war hier am Platze. Das Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen, kam ihm zwar beim Anblicke ihres in seiner Verschämtheit doppelt lieblichen Gesichtes, aber er unterdrückte diese Wallung. Denn jetzt, wo er sie als seine Braut betrachtete, wo er den Entschluß gefaßt, diese Frau über alle Hindernisse hinweg zu der seinen zu machen, achtete er sie höher, war sie für ihn ein

Heiligtum geworden, dessen Reinheit er um keinen Preis der Welt hätte entweihen mögen.

Rüstädt hätte es Anna gern erspart, diese glückliche Stunde durch Vernunfterwägungen und Sorgen um das Nächstliegende zu stören, aber es ging nicht anders; die Ereignisse trieben gebieterisch auf eine Lösung hin.

Zunächst mußte der Junge seinem Vater wieder zugeführt werden. Und wenn auch Anna bat und Vorstellungen machte, Rüstädt fühlte zu sicher, daß er im Rechte sei der weiblichen Logik gegenüber. Freilich wurde es ihm schwer genug, ihren rührenden Bitten gegenüber standhaft zu bleiben.

Eines versprach er zu thun: er wollte den ersten Grimm des Oberförsters selbst bestehen. Er wollte zu ihm gehen, ihm sagen, was sich inzwischen ereignet, ihm erklären wie es gekommen, und so weit wie möglich ihn zu großmütigem Verzicht zu stimmen versuchen.

Der Gang war nicht leicht, aber er mußte gethan werden. Vor allem jetzt Offenheit, sagte sich Rüstädt, nachdem durch Heimlichkeit bereits so viel gesündigt worden war.

In dieser Absicht machte er sich auf den Weg nach der Quellenhayner Oberförsterei. Anna sollte einstweilen mit Hellmut in seinem Hause bleiben. Erst mußte von Mann zu Mann alles ins Gleiche gebracht

sein, ehe er zuließ, daß sie dem Gatten wieder unter die Augen trete.

Als er ging, standen Anna und Hellmut in der Hausthür und sahen ihm nach. Am Waldrande angekommen, an jener Stelle, wo er einst Annas Fußstapfen im Schnee entdeckt, machte er Halt und schaute sich um. Die beiden standen immer noch und winkten ihm — er winkte wieder.

Wunderbar! Die Frau und der Knabe in seinem Hause und er auf dem Wege zu dem Gatten und Vater, um sich von ihm die beiden zu erbitten!

Das Leben war doch ein rätselvolles Ding! Man faßte Entschlüsse, man bereitete Pläne vor, man erreichte Ziele, und alles das schien ohne Einfluß auf den eigentlichen Lebensgang. Die wirklich wichtigen und entscheidenden Ereignisse kamen, ohne daß man es merkte, gegen unsern Willen. Erst nach Jahren vielleicht begriff man, was man vor Zeiten gethan, und warum man es gethan. Jetzt stand er am Ende einer solchen Kette von Handlungen. Ahnungslos hatte er das vorgenommen und jenes unterlassen, ohne ein Ziel, nur dem Bedürfnisse des Augenblickes folgend, und nun war auf einmal etwas da: ein Resultat, von ihm nicht beabsichtigt, dem er sich doch fügen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Und so in tiefer Verwunderung über das Lebensrätsel, aber auch in Ehrfurcht vor seinem tieferen

Sinne, von dem ihm eben eine schwache Ahnung aufgegangen, schritt er dahin und verschwand hinter den Bäumen.

Anna, an die sich der Knabe geschmiegt hatte, sah ihm noch lange nach.

XIII.

Pastor Waibel war, nachdem Hellmuts Entweichen bemerkt worden, dem Flüchtling, von dem er richtig annahm, daß er sich dem Elternhause zugewandt habe, nachgefahren.

Aber er kam zu spät. Hellmut hatte bereits in Begleitung seiner Mutter die Oberförsterei verlassen. Niemand wollte wissen, wohin die beiden seien.

Nun dauerte es wieder einige Zeit, bis der Geistliche den Oberförster ausfindig gemacht hatte. Pastor Waibel berichtete seinem Verwandten mit einem beträchtlichen Aufwande moralischer Entrüstung die Flucht des jungen Übelthäters, und daß, wie's scheine, die eigne Mutter mit ihm unter einer Decke stecke.

Bei dem Oberförster schwoll die Zornader. Nach seiner Art sagte er nicht viel; er wisse, was er zu thun habe. Der Geistliche konnte den Heimweg einschlagen

mit der Genugthuung, den beiden, wann immer der Oberförster sie finden sollte, einen heißen Empfang bereitet zu haben.

Wo er Anna zu suchen habe, war für Seltmann sofort klar; er machte sich auf den Weg nach dem Mönchsroder Forsthause.

Er war noch nicht weit weg von der Oberförsterei, als ihm Schrupper nachgelaufen kam, seinen aufgeregten Mienen nach zu schließen mit wichtiger Nachricht. In der vergangenen Nacht hatte ein Kampf stattgefunden zwischen Forstleuten und Wilderern; einer der Wildschützen war, durch einen Schuß verwundet, den Förstern in die Hände gefallen, die andern waren entwichen. Die Nachricht davon hatte vor kurzem ein Kurier überbracht. Alles, was zur grünen Farbe hielt, war nun auf den Beinen; man wollte versuchen, ob man nicht auch der Flüchtigen habhaft werden könne.

Unter alltäglichen Umständen würde diese Nachricht den Oberförster in nicht geringe Aufregung versetzt haben, — was bedeutete sie ihm heute, im Vergleich zu dem, was ihm selbst widerfahren war! Er befahl Schrupper, sich an dem Kesseltreiben zu beteiligen, er selbst habe keine Zeit dazu. Kopfschüttelnd blickte der Waldläufer seinem Herrn nach; mit dem konnte heute auch nicht alles richtig sein.

Hastig schritt Oberförster Seltmann vorwärts, quer durch die Bestände, Wildwechsel und Schneisen be-

nutzend; der gewöhnliche Weg mit seinen Krümmen wäre ihn heute viel zu lang erschienen. Die innere Erregung versetzte dem alten Manne häufig den Atem; er mußte wiederholt Halt machen. Seine Frau davongelaufen! — Das Blut pochte ihm in den Schläfen, vor den Augen flimmerte es ihm.

Seltmann hatte die Ehe nie anders aufgefaßt, als daß allein der Mann Rechte habe, die Frau nur Pflichten. Das war wohl von Anbeginn so von Gott geordnet; gegrübelt hatte er darüber ebensowenig als über andre Fragen. Anna hatte er geheiratet, um den leeren Platz auszufüllen, der durch den Tod der ersten Frau entstanden war. Geliebt hatte er sie, gewiß! Es war eine Liebe, aus Gewohnheit entstanden, weil er ihr Gesicht eine Reihe von Jahren um sich gesehen, und weil sie die Mutter seines Jungen war.

Die Empörung, die der getäuschte Ehemann empfand, entsprang hauptsächlich dem Gefühle, daß er aus diesem für ihn so bequemen Zusammenleben, das außerdem sein gutes Recht war, jäh herausgerissen wurde durch ihre Untreue. Wie konnte, wie durfte ihm so etwas geschehen!

Sechzig Jahre war er geworden. In Ehren hatte er gelebt, in Treue seinem Fürsten gedient und mit Eifer seinen Beruf erfüllt. Und nun geschah ihm das!

Was wußte er von solchen Sachen! Nie hatte er sich mit Frauenzimmergeschichten eingelassen. Kaum

daß er hin und wieder mal gehört oder gelesen hatte, daß solche Dinge vorkämen. Ihm persönlich waren die Weiber furchtbar gleichgültig gewesen all sein Lebtag. Seine Jagd war ihm am kleinen Finger lieber als alle Liebesabenteuer.

Und zum Lohne dafür, daß er sich so anständig geführt und so solid gehalten, brach nun diese Katastrophe über ihn herein!

Seine Entrüstung wäre vielleicht nicht so stark aufgeflammt, wenn nicht Pastor Waibel das Eisen geglüht hätte. Seltmann erfuhr durch ihn, daß solche Vergehungen nach göttlichem und menschlichem Recht unverzeihlich seien, und daß er als Gatte und Vater die Pflicht habe, mit unbarmherziger Strenge gegen die Missethäter vorzugehen.

Die bittersten Gefühle hegte Seltmann gegen Rüstädt. Er sah in ihm einen abgefeimten Buben, der, die Gastfreundschaft mißbrauchend, Anna mit glatten Verführungskünsten umgarnt hatte. Wie hatte es dieser Fuchs verstanden, ihn zu überlisten! Wie hatte er sich in sein Vertrauen eingeschlichen, um ihm hinter seinem Rücken das Schwerste anzuthun. Daß er den Menschen nicht zeitiger durchschaut, verdroß ihn am meisten.

Der Major mochte sich vorsehen! Wäre nicht neulich, als er ihm zur Nachtzeit oben an der Grenze begegnete, Schrupper dabei gewesen, hätte er jenem

allein, Mann gegen Mann gegenübergestanden, einer von ihnen beiden hätte den Schauplatz nicht lebendig verlassen.

Der Oberförster war nicht mehr allzuweit von jener Lichtung auf dem Bergkamme, wo sich die nächtliche Begegnung abgespielt hatte. Schon senkte sich der Weg zum jenseitigen Hange, und bald befand er sich auf Mönchsroder Revier.

Unwillkürlich überlegte er, was er thun würde, wenn er jenem jetzt begegnen sollte, wenn man einander von neuem gegenüberstünde, so nahe, daß einer das Weiße im Auge des andern erkennen könnte. — Er würde ihn anrufen, ihm befehlen, sich schußbereit zu machen, und dann: eins, zwei, drei! — Er glaubte kaum, daß seine Hand zittern würde.

Und während er sich noch dieses Bild ausmalte in allen Einzelheiten, fiel sein Blick von ungefähr auf einen dunkeln Gegenstand, der breit über den Weg etwa zwanzig Schritte vor ihm lag.

Ein Gegenstand? Nein, ein Mensch! Er erkannte das Haar auf dem Haupte, die Arme, die weit ausgestreckt in den Schnee griffen. Es war ein Mann. Er lag mit dem Gesicht nach unten, der grüne Jägerhut neben ihm.

Oberförster Seltmann blieb stehen wie angedonnert. War das Wirklichkeit, was er sah? Ein ähnliches, zum Verwechseln ähnliches Bild hatte ihm seine Phan=

tasie soeben vorgegaukelt. Unwillkürlich griff er an seine Büchse, die ihm über der Schulter hing. Nein, er hatte nicht geschossen, — daran war er schuldlos.

Dann schlich er sich auf den Zehen näher, mit großen, starrenden Augen. Ja, er war es. Er erkannte ihn jetzt ganz deutlich.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sich der Oberförster zu entschließen vermochte, den Körper zu berühren. Er ergriff eine der feinen, weißen Hände, hob sie und ließ sie fallen.

Jawohl, er war tot! Dann drehte er die Leiche um. Der Schuß saß vorn auf der Brust. Nur wenig Blut war zu sehen, die Wunde klein, Kugelschuß. Der Tod mußte sehr schnell eingetreten sein, das Gesicht war nicht im mindesten verzerrt; im Schnee sah man keine Spuren, die auf Todeskampf gedeutet hätten.

Beraubt war die Leiche nicht; Uhr, Ringe, Brieftasche, alles befand sich an seinem Orte. Kein Zweifel, die That war von Wilderern begangen. Nichtsahnend war Rüstädt ihrer Rache für den gefangenen Spießgesellen zum Opfer gefallen. So wenig war er auf einen Überfall vorbereitet gewesen, daß er nicht einmal ein Gewehr bei sich gehabt; ein einfacher Spazierstock lag neben ihm.

Der Oberförster dachte nicht an ein Aufsuchen der Spuren, um die Mörder zu verfolgen. Er wäre es gar nicht imstande gewesen. Die Augen mit der Hand bedeckend, lehnte er an einem Baumstamm.

Alles, was er eben noch gedacht und gewollt, seine Leidenschaft, sein Haß waren verstummt. Diese grellen Töne mußten schweigen in Gegenwart eines Höheren, dessen Majestät sich niemand entzieht. Der Tod hatte sein ausgleichendes Wort gesprochen.

Eine ganze Weile verharrte der alte Mann so, unbewußt den toten Feind ehrend. Dann kam ihm der Gedanke, die Leiche zu bergen. Die nächsten Menschen waren Waldarbeiter, die er auf seinem Revier mit Holzfällen beschäftigt wußte. Sie herbeizuholen, machte er sich jetzt auf den Weg. Es ging nur langsam vorwärts, die Füße waren ihm wie Blei.

Endlich kam er bei den Männern an. Er hieß sie eine Tragbahre anfertigen und mit frischem Tannenreisig belegen. Zur Eile trieb er die Leute an, denn die Sonne stand bereits tief, die Dunkelheit mußte bald hereinbrechen.

Seltmann schritt den Trägern voran. Als man sich der Leiche näherte, sah der Oberförster, daß sie nicht mehr allein war. Zwei Gestalten erblickte er. Die eine neben dem Entseelten knieend, halb über ihn gebeugt: Anna! Und das Kind daneben: Hellmut!

Hatte ihn Rüstädts Tod erschüttert, so gab ihm dieser Anblick einen Stich ins Herz. Dort kniete seine Frau! Konnte er sie dem Toten streitig machen? — Sollte er hingehen und sie von ihm wegreißen? — Er war nicht im stande, einen Schritt vorwärts zu

thun. Es war, als stünde ein unsichtbarer Engel über jener Gruppe, der seine Schwingen über sie gebreitet hielt, jedem wehrend.

Diese dort gehörten zusammen; er besaß keinen Anspruch mehr auf sie. Freiwillig hatten sie sich abgewandt von ihm, dem andern zu. Er wollte sie nicht zurückrufen.

Und so wandte er sich, ohne daß ihn Anna oder Hellmut bemerkt hätten, und schlug den Weg nach seinem vereinsamten Hause ein.

Nicolaus Krauß

Lene

Roman

Geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Aus den Urteilen der Presse:

Blätter für litterarische Unterhaltung. Alles Gegenständliche ist mit außerordentlicher Treue geschildert; die einfachen Menschen und die einfachen Dinge, die uns vorgeführt werden, sehen wir fast greifbar vor Augen.

Breslauer Morgenzeitung. Die Lebensbeobachtung, die Krauß entwickelt, ist scharf und kraftvoll, der Realismus seiner Schilderung gesund und ehrlich.

Bromberger Tageblatt. Das Leben wird hier mit realistischer Treue geschildert, ohne daß der Verfasser aber etwa ästhetisch-realistische Tendenzen an den Tag legen wollte. Seine derb zugreifende, aus dem vollen Leben geschöpfte Darstellung erinnert einen an Jeremias Gotthelf, und das will etwas heißen. Der Roman ist außerordentlich spannend geschrieben und wird jedem Leser einen tiefen Eindruck hinterlassen.

Dresdner Anzeiger. In der Echtheit, Frische und Ursprünglichkeit dieser Schilderungen liegt der Reiz und auch der Schwerpunkt des künstlerischen Wertes der Arbeit.

Egerer Zeitung. Es ist ein fesselndes Buch, fesselnd durch die Sprache, den Inhalt, die lebendige Schilderungsweise des bäuerlichen Lebens, die scharfe, der Wirklichkeit bis aufs kleinste abgelauschte Charakterisierung und die Naturtreue, die Wahrheit, welche daraus widerspiegeln. „Lene" ist unstreitig eine der größten künstlerischen Leistungen eines Egerländers über das Egerland. Sie hat nicht nur einen belletristischen, sondern auch einen eminent kulturhistorischen, sozial- und wirtschaftlich politischen Wert.

Hamburg. Correspondent. Unter den deutschen Bauern des fruchtbaren Egerlandes spielt sich der einfache Lebensgang ab, für welchen der Titel „Roman“ viel zu anspruchsvoll ist. Das Romantische fehlt fast ganz, wie es denn in dem Leben eines Bauernmädchens überhaupt wohl eine Seltenheit ist. Dafür hat die Erzählung einen anderen Reiz, der viel nachhaltiger, viel wahrer und intimer wirkt. Die schlichte Aneinanderreihung der einfachen Ereignisse in ihrer chronologischen Folge, das Fehlen jeder künstlichen Verwickelung und Spannung hat etwas von einer Biographie. Dahin wirkt auch das liebevolle Verweilen bei Lene's Kindheit, die einzelnen Züge, die uns zur Charakteristik des Kindes erzählt werden, und weiterhin das wohlgelungene Bestreben, uns die Umgebung des Mädchens mit ihren Augen sehen zu lassen. Ganz zwanglos werden wir so durch die verschiedenen Häuser und Bauernhöfe geführt, in denen Lene sich aufhält oder dient, und gewinnen jedesmal ein anschauliches, charakteristisches Bild ihres zeitweiligen Wirkungskreises und ihrer bäuerlichen Dienstherren, in denen verschiedene Bauerntypen sehr glücklich dargestellt sind. Jeder Dienst, den Lene verläßt, bedeutet einen Abschnitt in ihrer Entwickelung, eine Vervollkommnung ihrer körperlichen und seelischen Fähigkeiten. Da sie von Natur gute Anlagen hat, helfen die kärglichen Verhältnisse, in denen sie groß wird, ihr auf den Weg der Arbeit und Pflichttreue. Sie wächst sich zu einem ganzen, tüchtigen Menschen aus, der, als es nötig ist, mit fester Hand gegen das zuckende Herz das eigene Schicksal lenkt. Man verliert keinen Augenblick das Interesse an dieser Lebensgeschichte und bedauert fast, nicht auch in das folgende, am Schlusse des Buches nur angedeutete Kapitel noch einen Blick werfen zu können.

Heimgarten. Es ist die Geschichte einer Magd, eines Bauernmädchens, das, vom Schicksal hin- und hergestoßen, sein freud- und wunschloses Leben in Erfüllung harter Pflichten und ehrlicher Arbeit verbringt. Die Handlung des Romans spielt im Egerlande, und der Autor giebt uns ein ungemein anschauliches und interessantes Bild des dortigen Dorf- und Hoflebens. Alle bäuerlichen Wirtschaftsweisen und Betriebsarten sind von dem Autor, der selbst einst die Sense führte und die Drischel schwang, in künstlerischer Darstellung zur Anschauung gebracht.

Kölnische Zeitung. Krauß bietet eine Reihe trefflicher Schilderungen von Land und Leuten, die bis zum Ende unser Interesse lebhaft fesseln.

Rheinischer Kourier. In der ganzen Auffassung, besonders in der Herbheit, mit der die Misère bäuerlicher Dienstboten geschildert wird, erinnert der Verfasser an Wilhelm von Polenz.

Nicolaus Krauß

Im Waldwinkel

Skizzen und Geschichten

Geh. Mk. 1.—; geb. Mk. 2.—

Aus den Urteilen der Presse:

Allgem. Konservat. Monatsschrift. Ein paar kleine Geschichten, teils ernsten, teils heiteren Inhaltes, die alle wirkliche Waldluft atmen.

Berliner Neueste Nachrichten. Diesmal führt uns der Verfasser in den Wald, mag ihn die Sonne des Hochsommers durchglühen, oder die Jagd im Strahl der Herbstsonne durchtoben, oder gewaltige Schneelasten auf ihm lagern, mag er in seiner Majestät das Herz des Forstmanns erfreuen oder in seiner Vernichtung ihm Schmerzensthränen und Zornausbrüche auspressen, und läßt uns einen Einblick thun in die Freuden, noch mehr aber in die Sorgen und Leiden jenes genügsamen Völkleins, dem mit dem Schwinden des Waldes der eigene Untergang bevorsteht.

Hamburger Fremdenblatt. Wer den Wald liebt, der wird auch dieses Buch lieben lernen, aus dem deutlich das Rauschen der Blätter und der Gesang der Waldvögel erklingt.

Hamburger Nachrichten. Der Waldwinkel, das ist das spitze Dreieck zwischen dem nördlichsten Böhmerwald und den Ausläufern des Fichtelgebirges. Und diesen Wald sehen wir am Frühmorgen, wenn das Sonnengold über achtzigjährige Föhrenstämme rinnt, daß sie erscheinen wie glühende Kupfer-

säulen, wir sehen das Fichtenmeer, das zu unseren Füßen liegt, übergossen vom Scheine des vollen Mondes; zur Sommerszeit führt uns der Autor durch den Forst und auch um Weihnacht, wenn unter Schneedruck und Sturmessausen die Stämme stürzen und die Stangen prasseln Den gesunden, behüteten Wald sehen wir vor uns, den von der „Nonne" vernichteten und den von unkluger Habgier ausgeschundenen. Und sie ziehen vor unserem Auge vorbei, alle, die in diesem Waldwinkel hausen: die Förster und Heger, die Holzhauer, Beerensammler und Pilzesucher. An ihren Kämpfen und Sorgen ums tägliche Brot, an ihren kargen Freuden nehmen wir teil. Wir lachen mit den Waldläufern, wenn sie in der Waldschenke ihre Jägerschnurren loslassen, und erleben eine Weihnachtsfeier im Försterhause. Tiefe Tragik, aber auch frisch-keder Humor spricht aus den einzelnen Stücken der Sammlung. Aus jeder Zeile merkt man, daß die Vorführung seiner Heimat dem Autor Herzenssache gewesen.

Leipziger Zeitung. Das sind frische, lebenswahre Geschichten von Leben und Geschehen im Walde. . . . So konnte nur ein Verfasser erzählen, dessen Heimat der liebe Wald ist, und dem es selber eine Herzenserquickung war, von ihm uns Anderen zu erzählen.

Staatsanzeiger für Württemberg. Es sind Erzählungen gesund realistischer Art, in welchen der Verfasser das Leben der deutschböhmischen Grenzbevölkerung in dem Waldbezirk zwischen dem nördlichsten Teil des Böhmerwalds und den Ausläufern des Fichtelgebirges schildert. Es sind keinerlei gesuchte Motive verwendet, aber aus dem mit Naturtreue und warmem Lokalkolorit wiedergegebenen Leben der Waldbewohner sind diejenigen Seiten hervorgehoben, welche allgemein menschliches Interesse erregen.

Umschau. Nikolaus Krauß, dessen Roman „Lene" bereits durch die schlichte Poesie und den herben Ernst die Aufmerksamkeit auf sich zog, schildert in seiner Skizzensammlung „Im Waldwinkel" in kräftigen und zarten Farben, in liebevoller Treue, Egerer Land und Landessitten und Menschen, — schlicht und anspruchslos, aber zu Herzen gehend und mit zartem Verständnis für die Poesie des Waldes.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.



